

Die Felle Welt

Nr. 43

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1912

Das Kloster in den Lagunen.

Novelle von Milna Kautsky.

(Fortsetzung.)

Die Gondel legte nahe der Gartenmauer an; der Gondelier band sie an einen Pfahl und stieg mit seinen Passagieren aus. Alle vier gingen dem Kloster zu. Nur langsam kamen sie über den weichen Sand hinweg, in dem ihr Fuß tief einsank; hohe Disteln und mannigfaltiges Unkraut, von der heißen Sonne ausgedörret, starrte ihnen entgegen und erschwerte noch ihr Vorwärtstommen. Endlich standen sie vor der Klosterpforte; der Gondelier zog die Glocke. Während dieser langen Minuten des Wartens sprach niemand ein Wort, jeder war mit seinen Gedanken beschäftigt.

Endlich hörte man, daß ein Schlüssel in das Schloß gesteckt wurde. Langsam nur und widerwillig drehte sich der Schlüssel, die Tür tat sich mit einem lauten, ächzenden Gekreisch auf zu einem schmalen Spalt.

Der Pförtner, eine hohe, knochige Greisengestalt in einer schmutzstarrenden Kutte, mit bronzefarbenem Teint und weißem struppigen Bart schob sich dazwischen. Er sah mit einem mürrischen Gesicht und düsteren Augen auf die Kommenden.

„Was ist Euer Begehre?“ fragte er.

Noch ehe Armand diese Frage beantworten konnte, hatte Marietta sich in die Tür gestellt und sie versuchte so weit sich vorzudrängen, als es nur eben ging.

„Guter Bruder,“ sagte sie und ihr Ton klang so gewinnend süß, „Ihr seid der Oheim von Paolo Urbano, nicht wahr, ich irre mich nicht?“

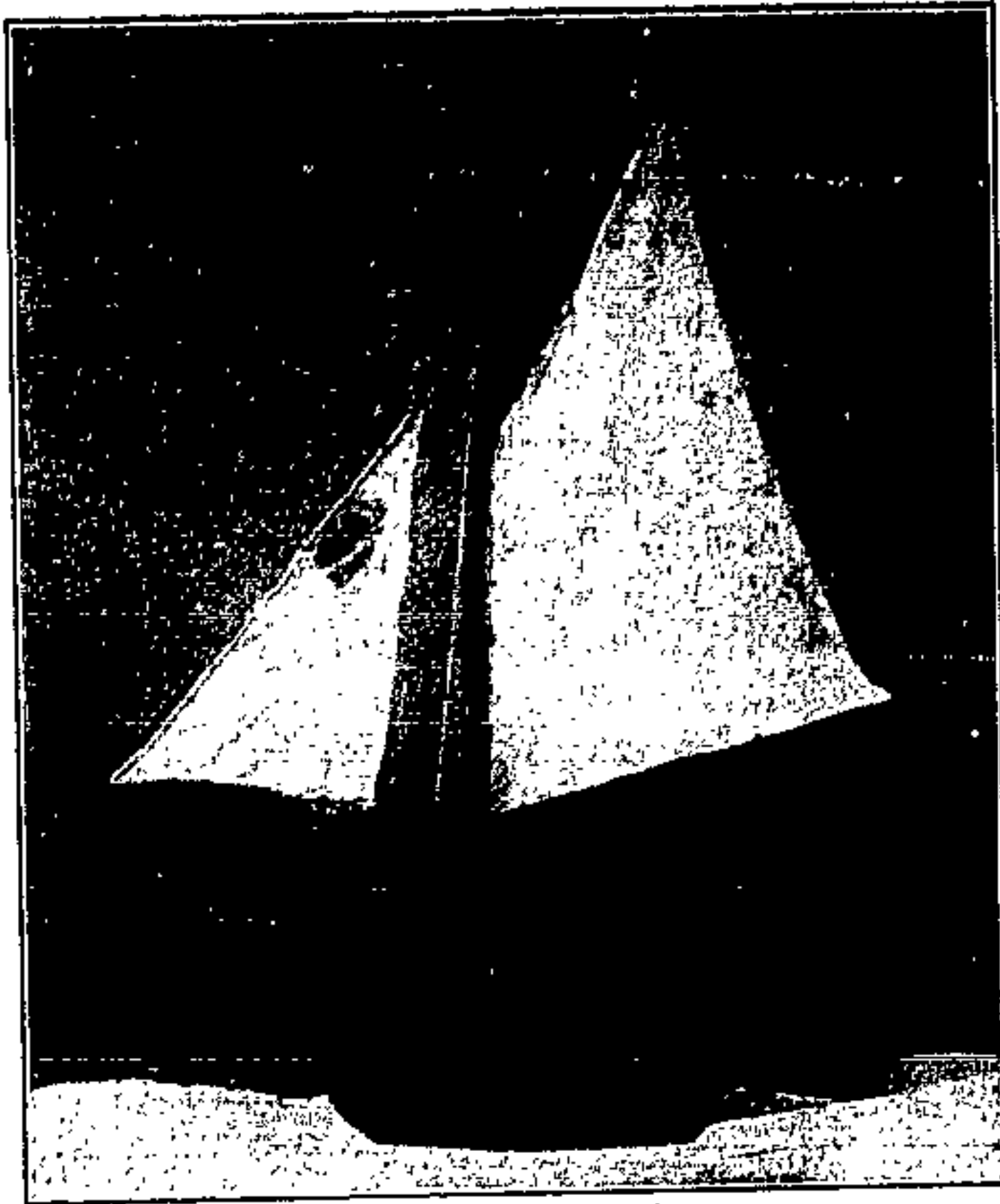
„Ich bin Bruder Antonio,“ sagte er rau und wie im Widerwillen einen Schritt zurückweichend. „Was will dieses Weib?“

„Guter Bruder, ich suche meinen Mann, meinen Paolo, Euren Neffen, ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist, und ich bin in Angst um ihn. Habt Ihr eine Kunde von ihm, ist er vielleicht zu Euch gekommen oder hat er Euch schreiben lassen, so sagt es mir, verbergt mir nichts, bei allen Heiligen im Himmel bitte ich Euch.“

Der Alte schüttelte mit großer Festigkeit das Haupt. „Hinweg Du!“ rief er und versuchte, indem er gegen die Tür drängte, die arme Frau einzuwängen und sie hinauszuschieben. „Ich weiß nichts von Dir, sündiges Geschöpf, ich weiß auch nichts von Deinen Männern und Liebsten; hier in diesen heiligen Mauern ist nichts, auf was Du ein Recht hättest, nicht einmal das Recht, danach zu fragen.“

„Aber mein Paolo —“
„Dein Paolo ist nicht hier, gehe Du!“
Er wollte mit einem energischen Muck die Tür schließen, da schob sich Armand blitschnell dazwischen.

„Se, guter Bruder, wollen Sie nicht auch gefälligst um mein Begehren fragen? Ich erlaube mir, Ihnen zu sagen, daß ich, ein Frem-



Ein primitives Segelschiff.

der, mit Erlaubnis des Priors die Klosterkirche und den Garten zu besichtigen wünsche.“

Die Tür ward wieder etwas weiter aufgemacht.

„Treten Sie ein,“ war die kurze Antwort.

„Bitte, gestatten Sie zuerst dieser Dame den Eintritt, es ist meine Frau; vielleicht würden Sie gütigst den Türflügel noch etwas zurück schlagen, ich möchte sie nicht gern zerquetscht haben.“

Der Pförtner brummte etwas in den Bart, das gewiß nichts Einladendes bedeutete.

„Und Marietta?“ fragte Armand. „Darf sie uns nicht begleiten?“

„Diese da mag hereinkommen,“ entschied der Pförtner, mit dem Daumen eine kurze, geringschätzende Bewegung gegen Germinie machend, „diese da“ — er wandte sich mit einem

drohenden Blick gegen das Fischerweib — „bleibt draußen.“

Marietta sank vor Schreck in die Knie, aber Germinie flüsterte ihr noch rasch ein Trosteswort ins Ohr, ehe sie an der Hand ihres Gatten über die Schwelle schritt. Auch der Gondelier fand Einlaß, aber im nächsten Augenblick schon hatte sich die schwere Tür hinter den Eintretenden geschlossen und der Schlüssel ward energisch umgedreht und abgezogen.

Durch ein Vestibüle kamen sie in den Kreuzgang, einen schönen offenen Säulenkorridor, der einen ziemlich großen Hof von allen Seiten umgab. Unter dieser hohen Wölbung, auf diesem Marmorestrich war es erfrischend kühl, draußen auf dem gepflasterten Hofe lag der helle Sonnenschein; dünne, schwache Gäßchen waren zwischen den Steinen hervorgeproßt, sie erschienen kräftiger und grüner um die Zisterne herum, die in der Mitte des Hofes stand — ein schönes interessantes Stück mit Figurenreliefs aus dem 15. Jahrhundert. Armand besichtigte es mit einiger Aufmerksamkeit.

Indes hatte der Pförtner die Kirchentür aufgesperrt und bedeutete ihnen, sie könnten eintreten. Es schien ihm darum zu tun, ihre Neugier rasch zu befriedigen, das übliche Geschenk für das Kloster einzustreichen und sie darauf schnell wieder hinauszubringen.

Sie betraten die Kirche und durchschritten sie langsam; sie bot einiges Bemerkenswertes: einen hübschen Chor und ein gut erhaltenes Altarbild von Tintoretto: Die Heimsuchung Mariä. Durch das hohe Fenster fiel schräg ein Sonnenstrahl gerade auf das Bild und erhöhte noch den warmen Goldton der Madonna auf demselben. Es war ein schönes Gesicht, es schien zu leben, zu lächeln.

Die beiden blieben unwillkürlich, von dem Reiz dieses Bildes gefesselt, davor stehen. Armand besonders betrachtete es lange und auch er lächelte still in sich hinein; das Bild schien ihm eine Heimsuchung für die Mönche.

Der Pförtner drängte weiterzugehen; er hatte eine kleine Seitentür geöffnet und durch einen schmalen Verbindungsgang kamen sie in die Sakristei. Sie erschien ihnen an die Stelle gewöhnten Augen dunkel und düster und die hoch hinauftragende Holzverkleidung der Wände, die im Laufe der Jahrhunderte fast schwärzlich geworden war, machte den Raum noch ernster. Das einzige, stark vergitterte Fenster ging nach

Norden und hatte die Aussicht auf die graue, arg verwitterte Klostermauer.

Der Pförtner machte sie auf die prächtigen Goldschmuckereien des Wandgefäßes aufmerksam und zeigte dann mit gravitätischer Miene auf die weit vorstehenden Gesimse desselben, auf welchem eine ziemliche Anzahl aus Wachs geformter, menschlicher Gliedmaßen aufgestellt war. Es waren Opfer, die hierher gestiftet worden, zum Andenken an gewisse Wunderkuren, die durch das anhaltende Gebet der Mönche und den dadurch erhaltenen Beistand der Heiligen erfolgt sein sollten. Arm- und Beinbrüche, Lähmungen und Skrofulose, Schwerhörigkeit und Nasentrebs waren auf diese schmerzlose Art geheilt worden, wie diese plastischen Dankopfer bezeugen konnten. Der Gondelier stand da, seinen zerkrümelten Hut in den gefalteten Händen und starrte auf diese Hände, Füße, Ohren, Nasen und Herzen. Armand nahm den Arm seiner Frau und wandte sich anderen Gegenständen zu, der Pförtner öffnete hierauf eine Tür, die mit der Holzverkleidung zusammenhing, und durch diese tretend, gelangten sie wieder in den Kreuzgang.

Der Alte in der Kutte nickte einen Gruß, damit die Fremden verabschiedend; sie hatten genug gesehen. Er zog den Schlüsselbund von seinem Gürtel. Diese Gebärde war nicht mißzuverstehen.

„Wir wünschen noch die Bibliothek und den Garten zu besichtigen,“ sagte Armand; „man versicherte mich, daß dies Fremden gern gestattet werde.“

Der Alte streckte einen langen, dünnen Finger aus, damit die junge Frau bezeichnend. „Die darf nicht weiter; wir haben Klausur.“ „Gilt das auch für den Garten?“ „Nicht einen Fuß darf sie weiter sehen,“ rief der Alte gereizt.

„Dann laß uns gehen, Hermine,“ erwiderte der Gatte, den Arm der jungen Frau fester in den seinen ziehend.

Sie aber schüttelte den Kopf.

„Nicht so, Armand,“ sagte sie deutsch. „Du mußt in das Kloster, mußt den Prior selbst zu sprechen suchen; von diesem groben, abscheulichen Alten ist nichts herauszubringen, aber frage, forsche, ich bitte Dich, ob der Mann Mariettas nicht doch hierher gekommen, ob er nicht am Ende sich jetzt noch hier befindet. Ich vermute es fast, weil der Pförtner das junge Weib so hart angelassen hat; sie möchten Paolo wohl hier behalten, ihn gar nicht mehr herausgeben, aber das dulden wir nicht.“

Die Augen der jungen Frau funkelten in kühner Widersetzlichkeit; ihr Blick traf mit einem sehr feindseligen des Alten zusammen. Die beiden betrachteten sich in unerbittlicher Gegnerschaft.

„Aber ich kann Dich unmöglich allein hier zurücklassen,“ bemerkte Armand.

Hermine lachte. Bei diesem hellen, fröhlichen Klang, den diese Mauern noch nie vernommen, durchschauerte es den Alten, sein durchfurchtes Gesicht nahm einen Ausdruck des Entsetzens an und er schlug rasch und verstoßen ein Kreuz.

Hermine aber flüsterte ihrem Manne zu: „Liebster, was kannst Du für mich fürchten in diesen Mauern? Geh, ich bitte Dich; ich will hier im Kreuzgang bleiben oder in der Kirche, hier oder dort findest Du mich wieder.“

„Ich werde den Gondelier bei Dir zurücklassen,“ sagte der besorgte Gatte.

„Es wäre wohl unnötig, aber wie Du willst.“

Armand wandte sich hierauf an den Pförtner, den Wunsch ausprechend, sich dem Prior des Klosters vorzustellen, und wieder streckte der Alte den Finger gegen Hermine aus.

„Und sie?“ fragte er. „Sie kann dem Weibe draußen Gesellschaft leisten, ich werde sie hinauslassen.“

„Ich wünsche, daß sie hier bleibe,“ sagte Armand.

Der Pförtner brummte etwas in sich hinein, dann schritt er den Kreuzgang entlang. Noch einmal sah er sich nach der jungen Frau um, finster, argwöhnisch, gleichsam sich vergewissernd, ob sie denn auch nichts Schlimmes hier anrichten könne. Am Ende des Kreuzganges schloß er eine Tür auf und er und Armand verschwanden in derselben. Hermine konnte hören, daß der Schlüssel zweimal herumgedreht wurde. Sie blieb eine Weile unbeweglich auf ihrem Platze.



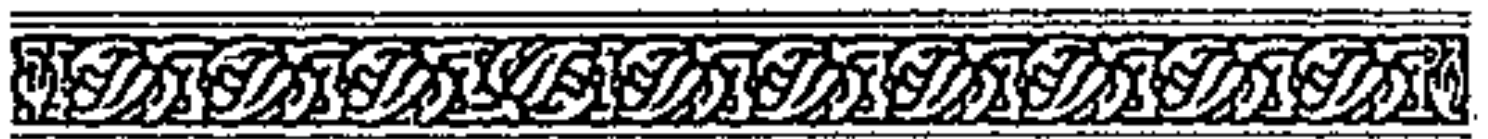
Völker-Wanderung.

Wir wandern durch das reise Korn,
Wir wandern;
Sie sehen uns wandern und sind voll Zorn,
Die Andern.
Sie wollen uns halten, ja halten uns auf,
Wir wandern;
Sie eilen uns nach im eiligen Lauf,
Die Andern.
Wir sind nicht schwach, wir sind nicht trüg,
Wir wandern;
Sie stellen sich uns zu Hauf in den Weg
Die Andern.
Wir wandern, wandern, wandern . . .

Wir wandern durch das reise Feld,
Wir wandern;
Sie haben uns weiblich nachgestellt,
Die Andern.
Sie waren so anders, so anders als wir, —
Wir wandern;
Sie waren voll Habsucht und Beutegier,
Die Andern.
Wir wandern in das Morgenrot,
Wir wandern;
Sie haben uns mit dem Bittel bedroht,
Die Andern.
Wir wandern, wandern, wandern . . .

Wir wandern durch die reise Saat,
Wir wandern;
Sie fürchten für ihren kleinen Staat,
Die Andern.
Wir sind so viele, so viele an Zahl,
Wir wandern;
Sie sind voll List und Philister-Moral,
Die Andern.
Sie dämmen die rote Flut zurück, —
Wir wandern;
Sie haben mit all ihrer, But kein Glück,
Die Andern.
Wir wandern, wandern, wandern . . .

Leo Wulff.



Der Gondelier hatte sich auf den niederen Sockel und in den Schatten der Zisterne gesetzt. Der Kopf lehnte sich gegen den kühlen Marmor, die Knie hatte er hoch hinaufgezogen und die müden Arme darüber gelegt. Man sah es ihm an, er hatte nach der anstrengenden Ruderarbeit das Bedürfnis, ein wenig Siesta zu halten. Hermine gedachte nicht, ihn darin zu stören. Er selbst wünschte ihre Aufmerksamkeit von sich abzulenken und zeigte mit der Hand auf die recht unbedeutenden Illustrationen einer Heiligenlegende, die den Kreuzgang schmückten. Sie nickte dankend und ging dann langsam von einem Bild zum anderen, mit geringem Interesse und großer Zerstreutheit die vielgestaltigen Lebensschicksale und Wundertaten des heiligen Franz von Assisi verfolgend. Als sie bei seinem Ende angekommen war und den Säulengang nach allen Seiten durchschritten hatte, sah sie sich wieder nach dem Gondelier um. Der Kopf war ihm tief auf die Brust gesunken, er schlief. Sie lehnte

sich an eine Säule und sah in den sonnenbeschienenen Hof hinaus.

Es war so lautlos, so traumhaft still um sie herum, man vernahm nur das leise Umschlagen der Wogen an die Steinmauer, die den Garter vor der Lagune schützte; es war ein sanftes, monotones Geräusch, wie eine unablässige Klage tönte es an ihr Ohr.

Ein weißer Schmetterling kam geflogen und flatterte ängstlich um die Zisterne herum; es konnte ihm nicht behagen an diesem kalten, öden, blumenleeren Ort, und erschwang sich wieder über die Mauer hinweg. Mit ihm schwand das einzige Zeichen von Leben. Diese Ruhe, diese Abgestorbenheit wurde ihr drückend, ihre lebhaftige Jugend vermochte sie nicht zu ertragen. Sie konnte nicht länger auf ihrem Platze ausharren. Sie tat einige Schritte, unentschlossen, wohin sie sich wenden sollte; da bemerkte sie, daß die kleine Tür, durch die sie herausgetreten, nicht völlig geschlossen war, sie trat ein und zog sie vorsichtig und leise hinter sich zu. Sie befand sich wieder in der Sakristei. Die Augen noch von der sonnigen Stelle erfüllt, vermochte sie im ersten Augenblick nichts zu unterscheiden, nur allmählig wurden ihr die Gegenstände deutlicher und sie konnte an dem seltsamen Ort sich etwas zurechtfinden. Er erschien ihr düsterer noch und unheimlicher als vorher.

Das Gefühl des Alleinseins, des Verlassen-seins kam über sie und damit eine Art Zagen und zugleich ein gewisses Zusammenfassen ihrer intellektuellen Kräfte, das ihr eine heimliche Befriedigung gewährte. O gewiß, sie fürchtete sich nicht, sie fühlte sich sehr mutig, eigentlich verwegen. Neugierig sah sie sich um. War sie auch wirklich allein, war niemand hierhergekommen? Was war das für ein Ton? Sie glaubte ein seltsam klatschendes Geräusch zu vernehmen, es kam aus der Kirche — jetzt wieder — sie täuschte sich nicht — aber vorher war diese leer gewesen. Sollte sie nachsehen? Sonderbar, die Türen in diesem Raum waren alle in dem Gefäß angebracht, und alles erschien hier so symmetrisch, in so durchaus gleicher Anordnung — sie wußte in diesem Augenblick nicht mehr zu sagen, welche von diesen Türen nach der Kirche führte, welche nach dem Kreuzgang, von wo sie gekommen war. Und jener große, dunkle Vorhang, was verbarg er? Bewegte er sich nicht? Es war eine Täuschung; aber weswegen achtete sie darauf? Unwillkürlich ging sie nach der helleren Seite, dem Fenster zu. Hier stand ein Tisch, auf demselben lagen die Breviere, in Schweinsleder gebunden, schwere, unbehilfliche Bücher; in mehreren derselben waren Zeichen eingelegt, ein Beweis, daß sie in Gebrauch waren. Sie öffnete eines derselben. Was für alte, vergilbte, abgegriffene Blätter mit lateinischem Text! Seit mehr als hundert Jahren hatten wohl die Mönche daraus gebetet und sie hatten einer wie der andere, ohne Unterschied, Tag für Tag, dieselben kalten, starren, verkümmerten Dogmen und Glaubenssätze daraus heruntergelesen. Ob sie ihnen wohl Trost und Erleuchtung gebracht, ob sie wohl in diese Herzen einen Strahl der Erquickung und froher Menschlichkeit gesendet?

Unter dem Tisch standen zwölf Paar Holzschuhe, darunter einige riesige Paare, wahre Röhne. Diese erregten ihre Heiterkeit. Sie mußte sich sogleich den ganzen Menschen dazu denken, einen Koloss, und sie sah ihn vor sich, wie er mit mächtigen Schritten dahin schlürfte und wie weit diese Röhne unter der braunen Kutte hervortraten. Nach anderen Objekten sich umsehend, ging sie weiter. Sie hörte jeden ihrer Schritte, selbst das leise Rauschen ihres Kleides in der sie umgebenden Stille. Es erregte ihre Nerven in eigentümlicher Weise.

Wie kann man denn nur leben an einem Ort, der wie ein Grab ist, dachte sie. Wie ent-

selbstlich ist diese Einsamkeit, diese Abgeschlossenheit von allem, was ein Menschenberg bewegt! O diese Armen, die hier freudlos in düsterer Einförmigkeit ihr Leben verbringen, die nichts mehr lieben auf dieser Welt und von niemandem geliebt werden! Hermine schreckte zusammen. Sie hatte abermals das klatschende Geräusch vernommen, es wiederholte sich in rascher Aufeinanderfolge, dann wurde es wieder ruhig. Sie erbebt, sie wußte in diesem Augenblick, was dies zu bedeuten habe, wodurch es hervorgerufen. Ihre Augen hafteten auf den Nieren, die da an einem Nagel aufgehängt, und von denen einige mit Stacheln versehen waren; es waren Geißeln und es waren Geißelschläge, die ein Mönch unbarbarisch sich selbst beigebracht hatte.

Ein Grauen erfaßte sie vor dieser Selbstpeinigung. Sie, mit ihrem jungen Herzen voll Liebe und Fröhlichkeit, sie begriff nichts von der Krankheit der Askese, die dieses Leben vernichtet, absichtlich die Sinne ertötet, um sich für ein Leben nach dem Tode vorzubereiten, das kein Leben mehr ist. Sie vermeinte, es müßten Wahnsinnige sein, die so etwas vollführten, und Angst stieg ihr auf, es könnte ihr einer derselben entgegentreten. Sie wollte fort, sie wollte wieder nach dem Goye, wo die Sonne schien, wo der Gondelier schlief; da knisterte etwas über ihrem Haupte, sie sah empor, sie sah die wächsernen Hände; ein zitterndes Reflexlicht, das von der gegenüberliegenden Mauer durchs Fenster fiel, lag auf ihnen, die Finger schienen sich darunter zu bewegen, sich auszustrecken — langten sie nicht zu ihr herab? Wollten sie sie nicht erfassen mit kaltem Griff, sie festhalten? Sie sprang zurück, von Abscheu und einem wilden Entsetzen erfaßt — sie suchte die Tür — sie befand sich vor dem dunklen Vorhang — auch er bewegte sich — was war dahinter? Ihre Pulse flogen, ihr Körper zitterte, fast außer sich, in nervöser Energie streckte sie die Hand danach aus und schlug den Vorhang zurück.

Eine dunkle Mönchsgehalt stand dahinter. Sie stand in der Maueröffnung, die in die Kirche, und zwar nach der Rückseite des Hauptaltars führte; das blendende Sonnenlicht drang herein und umflutete mit seinem hellen Schein die dürre, asketische Gestalt des noch jungen Franziskaners. Hermine konnte einen Schrei der Ueberraschung, des Schreckens nicht unterdrücken.

Der Mönch, den Vorhang vollends zurückschleubend, trat ihr einen Schritt entgegen. Seine Augen, die tief in dem blassen, abgemagerten Gesichte lagen und in einem sonderbaren Feuer glänzten, suchten den ihrigen zu begegnen; sein Haupt neigte sich, es war, als müßte nun ein heißes Wort aus dem Munde quellen, der in bebendem Verlangen sich öffnete; aber er sah, wie die junge Frau vor ihm zurücktrat, wie ein Ausdruck des Abscheus ihr Gesicht verzerrte, und seine blassen Lippen schlossen sich und preßten wie im heftigsten Schmerz sich zusammen. er streckte eine Hand aus, sie schienen zu zittern, aber er winkte mit heftiger, gebieterischer Gebärde die Fremde hinweg. (Schluß folgt.)

Die Schauspieler und die Revolution.

Von Rudolf Franz.

(Schluß.)

Die Allianz von Preußen und Oesterreich und später die Koalition fast aller europäischen Mächte gegen Frankreich entfesselte einen beispiellosen Patriotismus im Volke, und dieser auch in seiner Art ganz einzigartige, weil zugleich demokratisch-revolutionäre Patriotismus schuf jenes Lied, von dem später Bonaparte an das Direktorium schreiben durfte: „Ich habe die Schlacht gewonnen, die Marseillaise teilte mit mir das Kommando.“ Nach der Erzählung des mehrfach erwähnten Toubin

(dem diese Darstellung in den wesentlichen Einzelheiten folgt, ohne natürlich seine oberflächliche Motivierung und seine ziemlich reaktionären Urteile zu akzeptieren) wurde die Marseillaise erst Anfang August 1792 in Paris populär, und das ist sehr wahrscheinlich. Denn am 11. Juli war das Vaterland in Gefahr erklärt worden, und am 25. Juli hatte der Herzog von Braunschweig, der Oberbefehlshaber der preussischen Invasionsarmee, jenes wahnsinnige Manifest erlassen, das in einem unglaublich frechen Tone von Frankreich unbedingte Unterwerfung forderte und die götzliche Verstärkung von Paris androhte. Da trat eines Abends in der „Oper“ während des Zwischenaktes ein Schauspieler hervor und stimmte jene Marseiller Hymne, zunächst mit unsicherer Stimme, an. Sein Vortrag war einfach und ernst, an einen „Kirchensong“ gemahnend, wie Toubin sagt. Auch Goethe hatte später bei der Entsetzung von Mainz eine ähnliche Empfindung, und da überdies vor 50 Jahren ziemlich sicher die Melodie der Marseillaise in einem älteren Kirchenliede nachgewiesen wurde, ist anzunehmen, daß auch dieses Kampflied anfangs immer in einem mäßigen Tempo gesungen worden ist. Nach jeder Strophe nun machte jener Schauspieler eine Pause, sei es aus wirklicher Mühsung, sei es um des Effektes willen, und die Schlusstrophe: „Heilige Liebe zum Vaterland“ sang er kniend. Mit dem hinreißenden Eindruck dieses Vortrages auf die zweitausend Zuschauer war der Erfolg der Marseillaise entschieden. Sie erklang am 10. August beim Sturm auf die Tuilerien aus der Mitte der revolutionären Kolonnen, sie erklang beim Septemberblutbad unter den klerikalen und royalistischen Landesverrätern, und sie „erlekte dem Soldaten auf dem Schlachtfelde und im Lager oft genug das Brot, den Drill und selbst die Führer.“

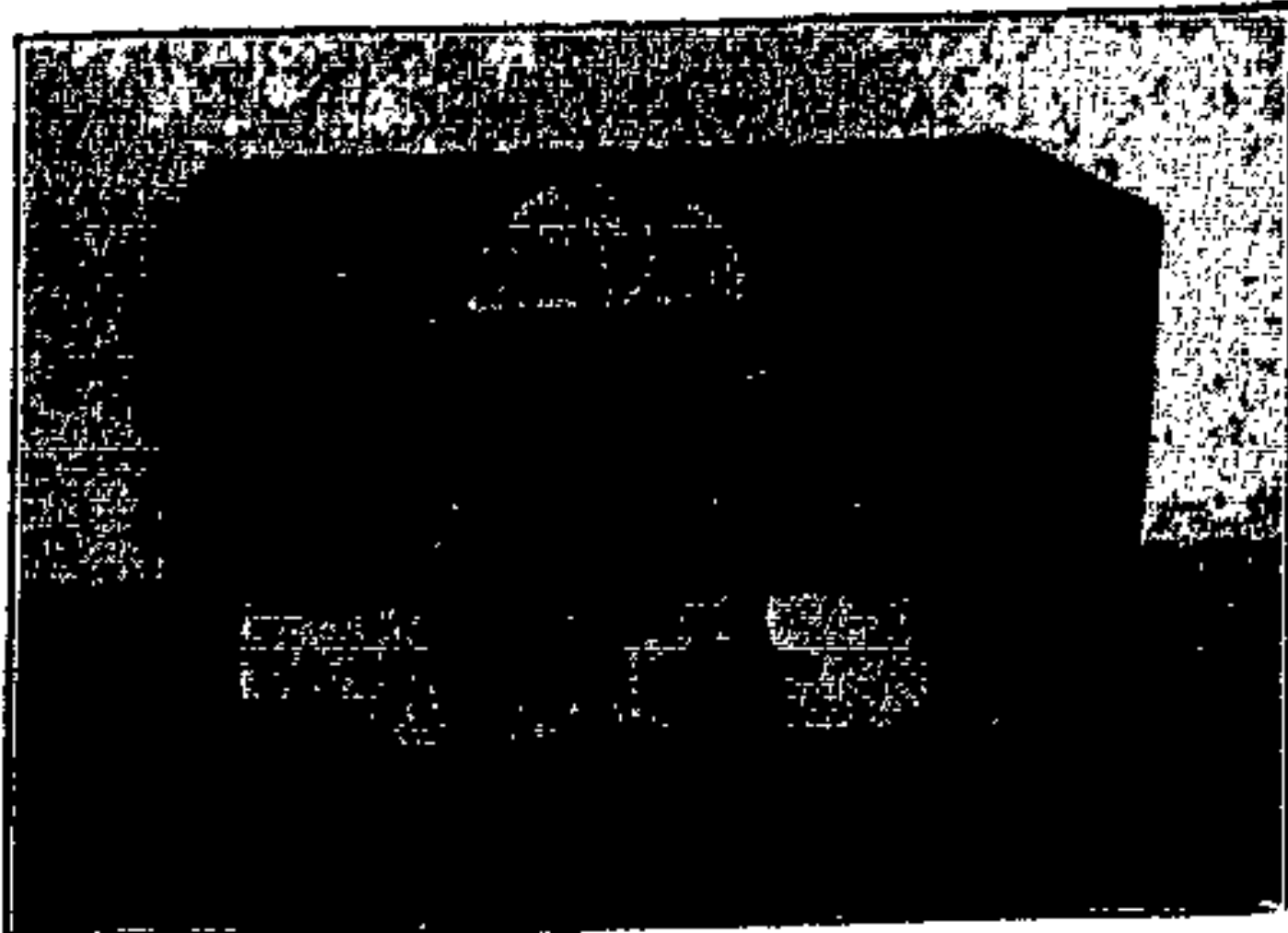
Eine Art Dramatisierung der Marseillaise, von der übrigens weder Toubin und sein Uebersetzer Schirges noch die meisten anderen Historiker des Revolutionstheater etwas erwähnen, ist ausführlich geschildert worden von Edmond Biré in seinem fingierten, aber auf sehr sorgsamem Studien fußenden „Tagebuch eines Pariser Bürgers“. Diese Dramatisierung wurde noch 1796 gespielt, wo sie der Hamburger Domherr Dr. S. L. Meyer sah, der davon gleichfalls eine Beschreibung gegeben hat. Das Stück hieß „Guldigung an die Freiheit“, religiöse Szene nach der Marseillaise. Es war das erste politische Stück, zu dem sich die „Oper“, die „Königliche Musikakademie“, entschloß. Die beiden ersten Vorstellungen, am 2. und 3. Oktober 1792, brachten zusammen fast 10 000 Livres ein, nach heutigem Gelde etwa 25 000 Frank, was einen Begriff gibt von der wirtschaftlichen Bedeutung der Pariser Theater. Zum Erfolg des Stückes trug die Nachricht vom Rückzug der Oesterreicher und Preußen viel bei; die Revolutionsarmee hatte sich dem geschultesten Heere der Welt überlegen gezeigt, am 20. September war der Nationalkonvent zusammengetreten, der patriotische Stolz war auf dem Gipfel. Das Ausstattungstück, wie wir es nennen würden, war mit großer Sorgfalt inszeniert worden. Die besten Sänger und die berühmtesten Tänzerinnen der Oper widmeten sich der Interpretation des Revolutionsliedes. „Der Eindruck war unwiderstehlich, ungeheuer,“ schreibt selbst der skeptische Biré. Bei jener Schlusstrophe sank wieder alles in die Knie, sogar die Pferde, denn es wirkten auch 20 Reiter mit, wie ja überhaupt die Oper jener Tage die heutigen Opern an Pracht und Aufwand noch weit übertraf, ja selbst es mit den großen Birtuspantomimen unserer Tage aufnehmen konnte.

Biré teilt übrigens mit, daß die spätere und jetzige Schlusstrophe der Marseillaise, die den

Kindern in den Mund gelegt wird, am 14. Oktober bei der Vorstellung der „Guldigung“ zuerst auftauchte. Eins der beiden Kinderbataillone der Nationalgarde soll sie damals gesungen haben, während bekanntlich eine andere Uebersetzung meldet, daß die Kinder eines Dorfes diese von ihrem Pfarrer gebichtete Strophe zur Begrüßung der Marseiller Verbündeten gesungen hätten.

Die Bühnen wurden jetzt mit militärischen Stücken überschwemmt, ihrer hundert ungefähr sollen damals aufgetaucht sein. Eine Oper von Rudolf Kreutzer behandelte die Belagerung von Lille. (Dies ist nicht der Komponist des „Nachlagers von Granada“, wohl aber derselbe, dem Beethoven die Streichersonate widmete.) Doch machten sich bei der großen Zahl von Bühnen begreiflicherweise auch andere Tendenzen geltend, je nach Lage und Publikum der Theater und nach der Zusammensetzung ihrer Mitgliedschaft. Die Organisation der Schauspielergesellschaften war ja in gewissem Sinne demokratisch, das ist wichtig für die Beurteilung des Spielplanes und seiner politischen Richtung. Von einer ernsthaften politischen Ueberzeugung läßt sich freilich bei den Schauspielern damaliger Zeit noch viel weniger reden als heute. Der Stand, der so lange ehrlos gewesen war, steckte noch viel zu tief im Lumpenproletariat und ist ja überdies in besonderem Maße von der Gunst der wohlhabenden Mittelklasse abhängig, die ihrerseits jeden politischen Frontwechsel mitmacht, der für den Augenblick ihrer materiellen Interessen von Vorteil zu sein verspricht.

Während das Théâtre du Marais seit dem 27. März 1793 Schillers „Räuber“ unter dem Titel „Robert der Räuberhauptmann“ spielte (in einer Fortsetzung des Stückes wird Robert übrigens Republikaner), war das Nationaltheater schnell bereit, die girondistische Reaktion zu unterstützen, und spielte seit dem 2. Januar den „Freund der Geseze“ von Laya, wo alle Führer der Bergpartei, besonders Marat und Robespierre, verhöhnt wurden. Der Schauspieler Dugazon hatte auch als einziger in der Wahlversammlung die Kandidatur Marats zum Nationalkonvent bekämpft. Bei der fünften Vorstellung, am 12. Januar, legte sich der Gemeinderat ins Mittel; der Schauspieler Fleury erbot sich sofort, ein anderes Stück zu spielen, aber eine Deputation aus dem Publikum, geführt vom Dichter, begab sich in den Nationalkonvent, dessen Sitzung damals wegen der Verhandlung gegen den König permanent war, und der Nationalkonvent erkannte dem Gemeinderat das Recht der Zensur nicht zu. Mit einer Verspätung von mehreren Stunden — das Theater begann damals sonst um 4 Uhr — ging dann die Vorstellung vor sich. Biré lobt merkwürdigerweise den Mut der Darsteller, obgleich er selber erzählt, wie bereitwillig Fleury nachgeben wollte und wie auch Dazincourt anderen Tages sich ähnlich benahm. Nach langen Beifalldemonstrationen leerte sich das Theater erst um ein Uhr früh. Bei diesem Stück wagten sich die Bremser von der Geschäftsbourgeoisie mit dem Protest gegen die Demokratie mutig hervor, während ihre parlamentarischen Vertreter, die Girondisten, es für geraten hielten, für den Tod des Königs zu stimmen. Denn auf den Straßen herrschte das Volk der Vorstädte, das opfermutige Proletariat und das revolutionäre Kleinbürgertum, das für die Theater wenig Sinn und gar kein Geld hatte. Inzwischen setzte der Gemeinderat dennoch das Verbot einer weiteren Aufführung durch. Das Publikum verlangte aber statt Molières den „Freund der Geseze“. Die Schauspieler weigerten sich, da das Theater von Militär umgeben war. Ein junger Mann aus dem Publikum las einige Szenen des Stückes vor, und um zehn Uhr ging man nach Hause. Acht Monate später warf der Wohlfahrtsausschuß



Arbeiterladen aus Streichholzschachteln (6-7jährige Kinder).

das gesamte Personal des Nationaltheaters, mit einer Ausnahme, ins Gefängnis; diese Schauspieler entgingen dem Schafott oder der Deportation nur durch die Hilfe eines früheren Kollegen, der beim Wohlfahrtsausschuß als Bureaubeamter tätig war und ihre Akten verschwinden ließ. So kehrten sie 1794, nach dem Sturze Robespierres, in die Freiheit zurück. Der Dichter Laya, dessen Mut Viré gleichfalls lobt, war geflohen und hielt sich in einem verlassenen Steinbruch verborgen.

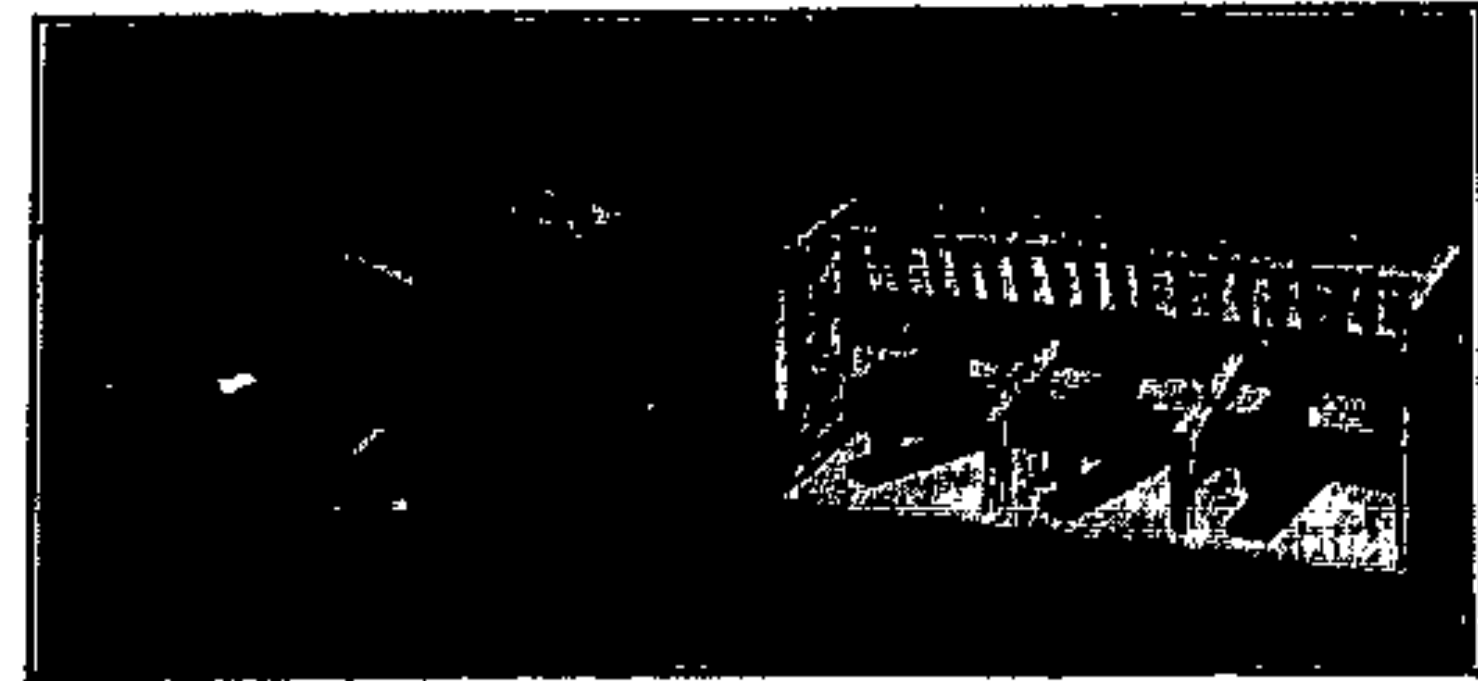
Eines Tages hört er Geräusch, will entfliehen und sieht sich einem Unbekannten gegenüber, der sich vor ihm auf die Knie wirft und ruft: „Um Himmelswillen, mein Herr, verraten Sie mich nicht!“ Nach seiner eigenen Erzählung hatte Laya dem Unbekannten dasselbe zurufen wollen, aber dieser kam ihm zuvor. — Nörrigens war der Anlaß zur Verhaftung der Mitglieder des Nationaltheaters nicht das Stück Layas, sondern die „Pamela“. — Der Nationalkonvent, in dem nach dem Sturze der Girondisten die Bergpartei herrschte, hatte am 2. August 1793 verordnet, daß jedes Theater geschlossen werden sollte, das ein konterrevolutionäres Stück spielen würde. Die „Pamela“

war daraufhin gemildert worden, aber sie blieb ausländisch und wurde verboten. Von der Haft, die übrigens ziemlich fidel gewesen sein soll, blieb nur Molé verschont, der als guter Bürger bekannt war. Er spielte den Marat in einem jakobinischen Stück. Auch Mitglieder anderer Bühnen machten sich verdächtig, und die Dantonisten, zu deren maßvoller und bourgeoisdemokratischer Tendenz sich die Bohème überhaupt hingezogen fühlte, rissen manchen Mimen mit in den Abgrund.

Die Direktrice des Theaters in der Rue de la Loi wurde verhaftet, weil sie den Aristokraten zu Dank spielte und die patriotischen Melodien in den Pausen wegließ. Beim Prozeß gegen Danton warf man ihm und Lacroix vor, sie seien Aktionäre dieses Theaters. Fabre d'Églantine scheint als Liebhaber einer

Schauspielerin vom Théâtre Montansier verdächtig gewesen zu sein.

In der Tat wurde das Verhalten der Schauspieler immer fragwürdiger, je weiter die Revolution vorschritt. Unter der Schreckensherrschaft verloren sie alle Würde. Ein Teil von ihnen hatte der Bühne Lebewohl gesagt und betätigte sich als Jakobiner. Grammont und Dufresse waren Generäle der Revolutionsarmee, Monvel, Dugazon, Gaillard, Dorfeuille usw. bekleideten sonstige Aemter. Außer Konfin (der mit Hébert hingerichtet wurde) und Collot d'Herbois trat keiner besonders hervor. Nach dem ziemlich verdächtigen „Attentat“ auf Robespierre schrieben ihm die Mitglieder des Théâtre d'Égalité einen kriecherischen Glückwunschbrief, an dessen Rand er — man fand den Brief in seinem Nachlaß — das Urteil schrieb: „Schmeichler“. Talma gab sich als eifriger Jakobiner. Aus alledem begreift sich leicht, daß die Männer des Schreckens und der Tugend für die Mimen sehr wenig übrig hatten, obwohl diese sich jetzt gehorsam allen Anordnungen fügten. Der Spielplan unterlag der strengsten Zensur, was man schon daraus ermessen kann, daß selbst „Charles IX.“ nicht mehr



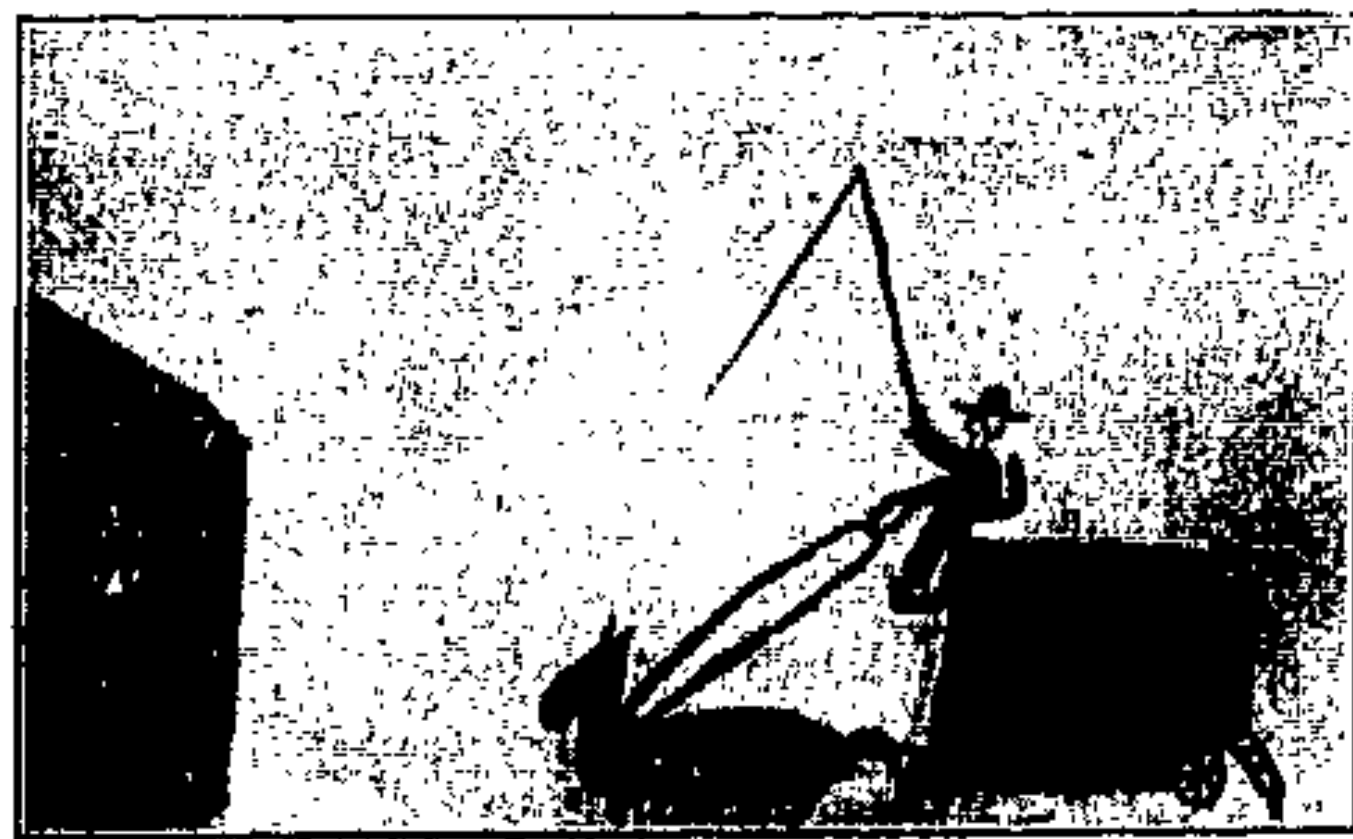
Wagen, Pferdefall und Pferde (12jährige Knaben).

mein herrschend, und der Konvent plante eine Nationalbühne. Anfang 1794 wurden die Theaterzustände reguliert. Jeden Monat sollten neun Vorstellungen im Nationaltheater stattfinden. Jeder Kanton sollte wenigstens eine Nationalbühne haben; die 88 Departements waren in Distrikte und diese in Kantone eingeteilt. Schon hieraus folgt, daß der Vorwurf der Barbarei gegen die Robespieristen auch in Hinsicht der Kunst unberechtigt ist; sie hatten weitaussehende Pläne, nur gab es einstweilen wichtigeres zu tun. Es hieß wieder wie schon 1791: das Theater sollte eine Schule des Patriotismus sein. Ein Erlass des Wohlfahrtsausschusses sagte im Juli 1794, kurz vor dem Sturze Robespierres:

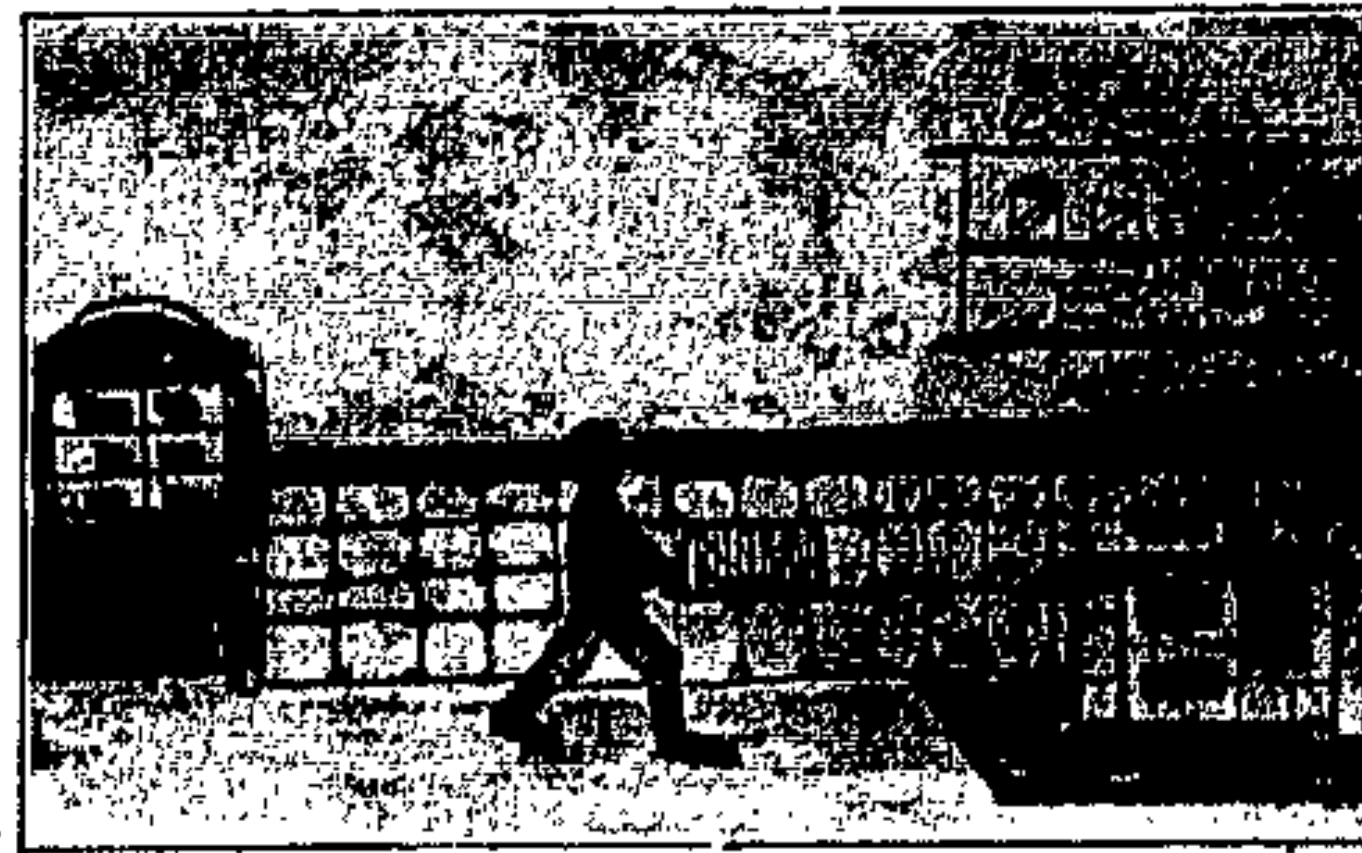
„Die Theater liegen noch unter dem Schutt des alten Regimes. Die Bühne muß befreit werden, damit die Muse der Tragödie die Sprache der Freiheit ertönen lasse, Blumen auf das Grab ihrer Opfer streue, Heldentum und Tugend besinge, Gesetze und Vaterland lieben lehre.“ — Nach dem Sturze der Robespieristen schwenkten auch die Schauspieler nach rechts ab. Nur Grammont und sein Sohn kamen unter die Guillotine. Monvel und Dugazon, Fusil und Talma krochen drunter durch. Talma wurde im Theater als Jakobiner beschimpft. „Seh ein Jakobiner?“ rief er empört. „Alle meine

Freunde habe ich auf dem Schafott verbluten sehen!“ (Als Opfer der Jakobiner.) Diese Verleugnung seiner Gesinnung rettete den großen Mimen. Als auch Collot d'Herbois fiel, gingen die Theater bald zur krassesten Reaktion über. Die Reste der Jakobiner protestierten gelegentlich, wurden aber zur Ruhe geprügelt, einen warf die royalistische Jugend sogar zum Fenster hinaus. Die Schauspieler selbst waren äußerst vorsichtig. Anfang Februar 1795 wurde im

Théâtre Feydeau eine Schrift gegen Marat auf die Bühne geworfen, aber die Schauspieler wollten sie nicht vorlesen, weil die Konventsbeschlüsse, durch die Marat sozusagen heilig gesprochen war, noch zu Recht bestanden. Menthalben wurden jetzt Marats Büsten zertrümmert. Die Theater mußten erst durch das Direkt-



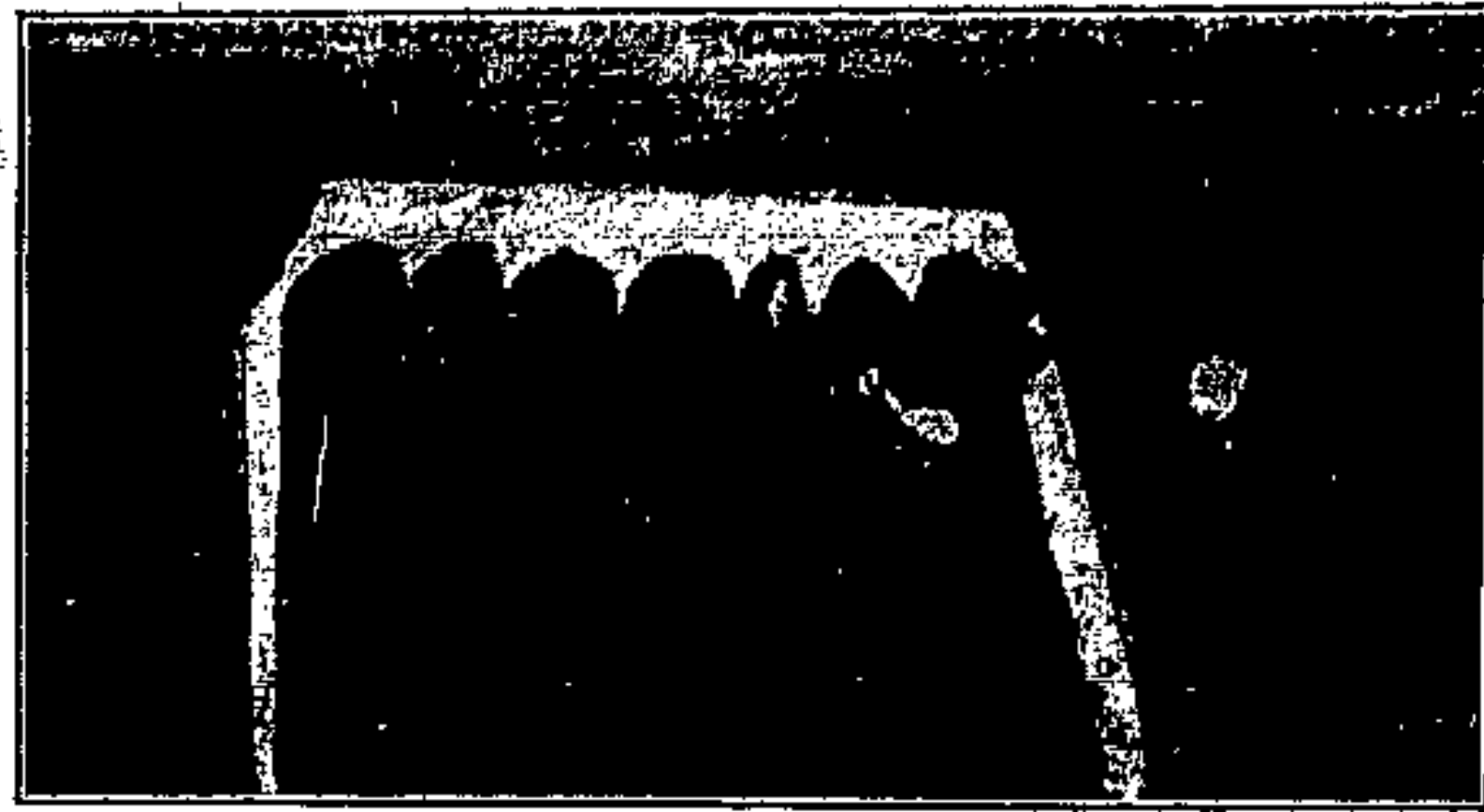
Ämgen.



Mäuse in der Küche.



Die Kohlen kommen.



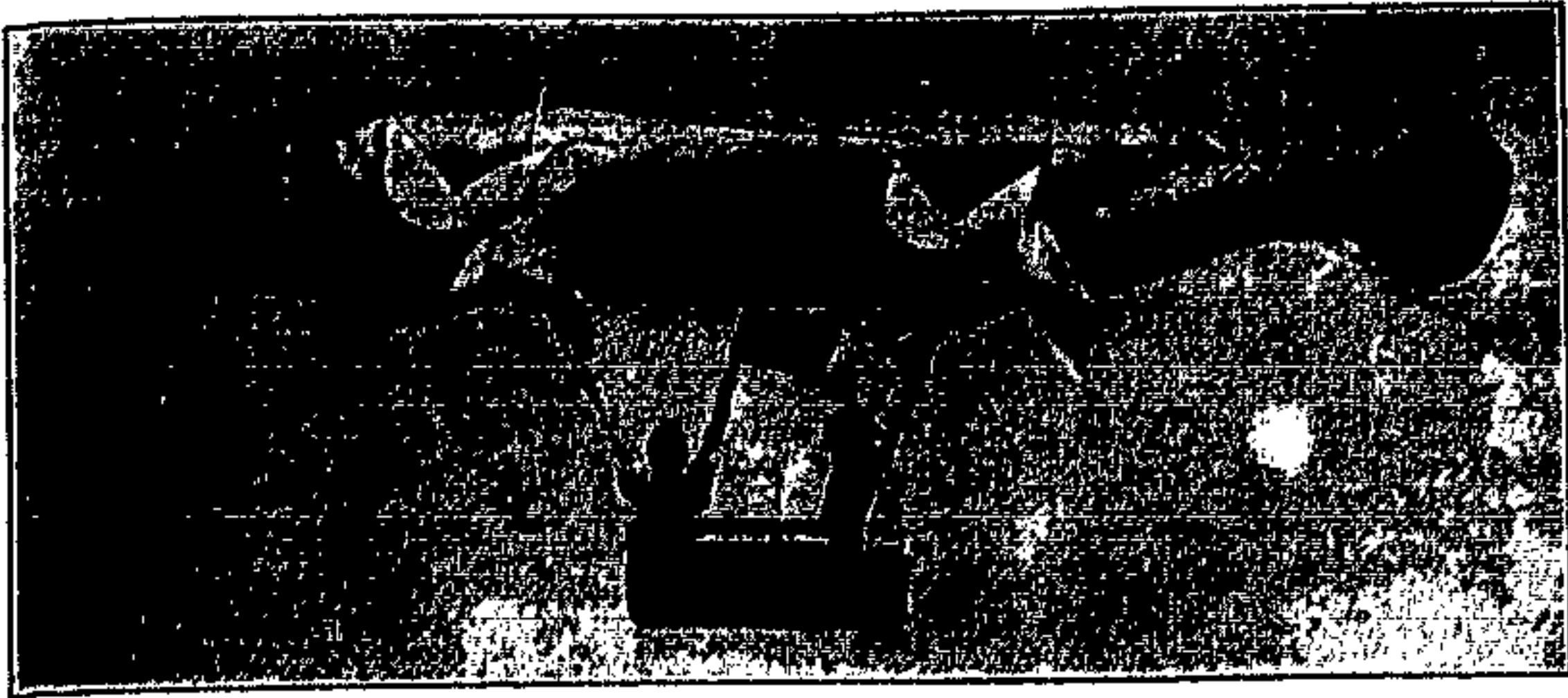
Auf dem Dom.

Bunkeist-Zeichnungen 6-7jähriger Knaben.

geduldet wurde, weil hier das Königtum noch zu gut wegkam. Es ist leicht, darüber zu spotten, und es kamen tatsächlich noch viel tollere Zensurstückchen vor. Aber die Notwendigkeit, mit eiserner Faust die royalistische Gegenrevolution niederzuhalten, wurde allzu bald drastisch bewiesen durch das Emporkommen der Gegenrevolution nach dem Sturze der Bergpartei. Bei alledem war der Glaube an eine Wiedergeburt der Literatur in der jungen Republik ganz allge-



Rohköpfigen und der Wolf. (Bemalte Holzarbeit 12jähriger Knaben).



Zeppelin aus Packpapier (6-7jährige Knaben).



Gänsejunge. (Gemalte Holzarbeit 12jähriger Knaben).

fortum gezwungen werden, in den Zwischenakten wieder die patriotischen Lieder, wie die Marseillaise, das „Ca ira“ usw. zu spielen. Im Théâtre Feydeau nötigte das Publikum den Schauspieler Gavaux, das am selben Tage erst verbotene „Erwachen der Völker“, ein konterrevolutionäres Lied, zu singen. In einem anderen Theater wurden Verse zu Ehren der Charlotte Corday vorgelesen. Im Dialog ersetzten die Schauspieler das „Bürger“ wieder durch „Herr“, das „Du“ durch das alte „Sie“. Auch trugen sie nicht mehr die Kotarbe der Republik. Die beruhigte und ökonomisch befriedigte große Bourgeoisie fing wieder an, nach unpolitischer Kost zu verlangen. Als bald brachten die Theater die Corneille, Racine, Molière wieder auf die Bühne. Uebrigens ließ das Direktorium, dem die royalistischen Umtriebe bedenklich wurden (bis Bonaparte sie kräftig niederschlug), zeitweise auch alte jakobinische Stücke aufs Repertoire setzen, um den schäbig gewordenen Republikanismus etwas aufzufrischen. Aber sehr bald hörten die Theater auf, einen unmittelbaren Reflex der politischen Klassenkämpfe zu geben. Napoleon

kam, und er machte bekanntlich das Repertoire in dem Grade selbst, daß er sogar vom Feindesland aus den Spielplan persönlich festsetzte. Er wußte, warum. Die Revolution war vorbei. Sie hatte dem Bürgertum die politische und ökonomische Macht erobert, sie hatte den Schauspieler zum Bürger gemacht. Die Revolution hat den Schauspielern manches Gute zu verdanken, aber noch mehr Uebles. Die Schauspieler dagegen haben der Revolution fast alles zu verdanken. —

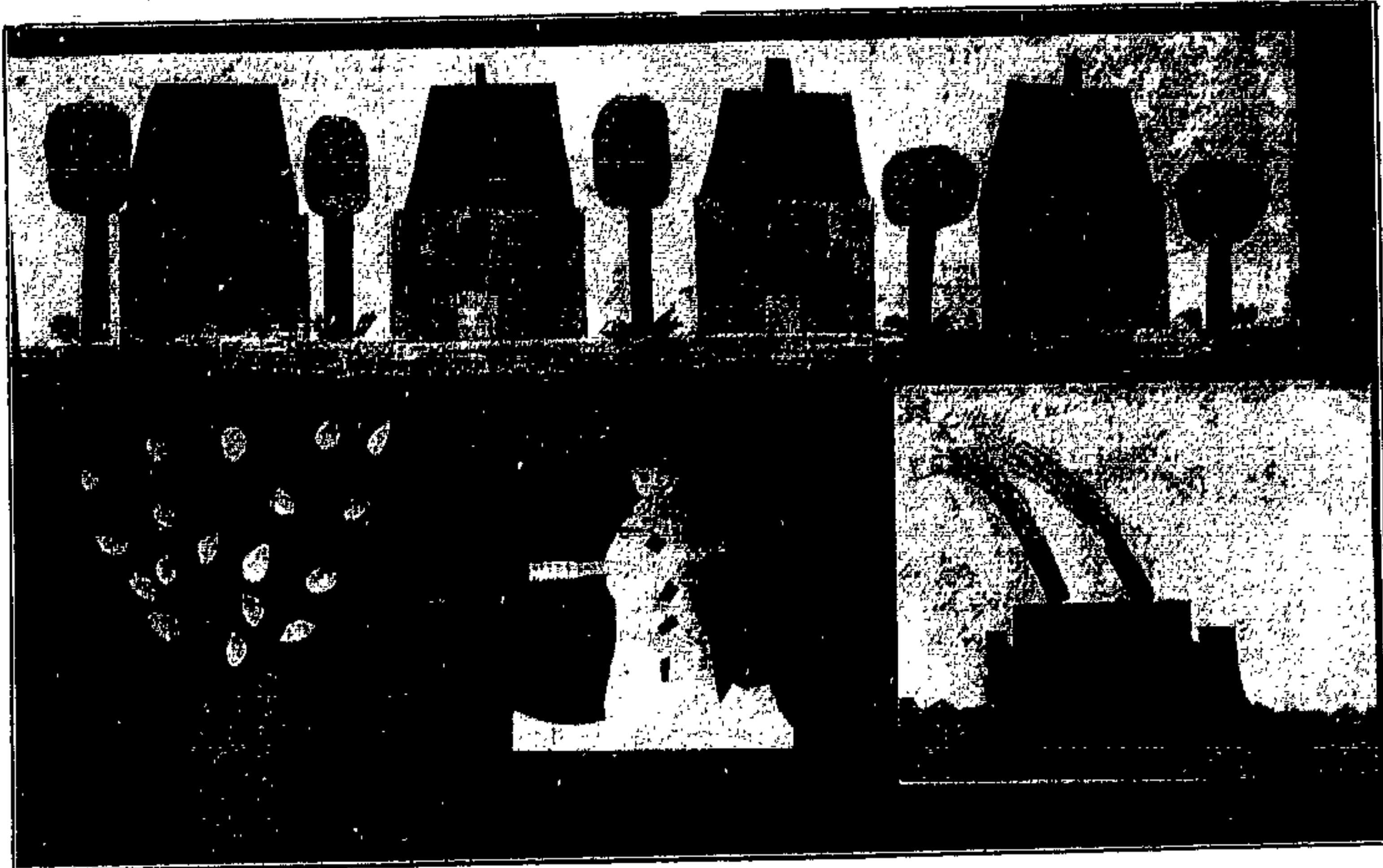
Spielsachen von Kinderhand.

Von K. Harms.

Seit ein paar Jahren zeigt die im Hamburger Gewerkschaftshaus vom Verein für Kunstpflege veranstaltete Weihnachts-Verkaufsausstellung außer den Gruppen für Skulpturen, Wandschmuck, Kleidung und Jugendschriften eine besondere Gruppe, die noch in bescheidenen Anfängen steckt, die aber trotzdem für

Lehrer führen zum Teil einen heftigen Kampf mit den Behörden und mit rückständigen Eltern, um in der Schule neue Wege wandeln zu können; sie reiben sich dabei auf und erreichen wenig. — Da kommt eine Schar ideal gesinnter Arbeiter daher und setzt den Hebel dort an, wo jede Schulreform, wenn sie weiter will, anfangen muß, nämlich bei der Erziehung des Kindes im Elternhaus. Als Männer, die durchaus im praktischen Leben stehen und ein Auge für das haben, was die Eltern vorwärtsbringt, bieten

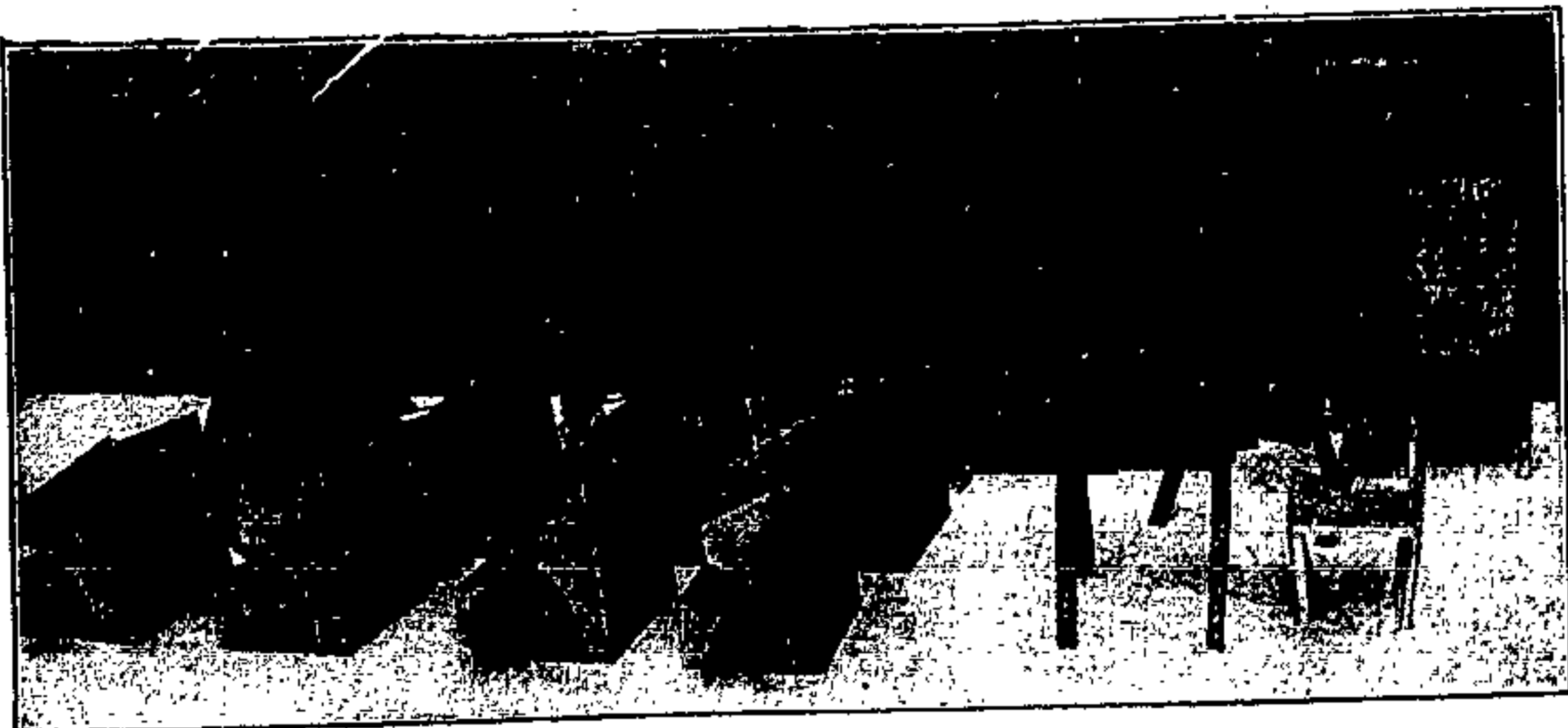
sie keine langen theoretischen Auseinandersetzungen, sondern zeigen durch überzeugende Beispiele, wo das Haus einsetzen muß, wenn die Schule mit Reformen durchdringen soll. — Die neue Schule fordert die Berücksichtigung des kindlichen Spiels. So wie der Schulbetrieb jetzt ist, sagt sie, tötet er gleich am Anfang die vielen zarten Keime, die in der kindlichen Seele schlummern. Das haben wir alle selbst am eigenen Leibe erfahren und sehen es jetzt wieder bei unsern Kindern bestätigt. Spiel ist Schaffen, so sagen die Reformer unter den Lehrern. „Ist es das wirklich bei unsern



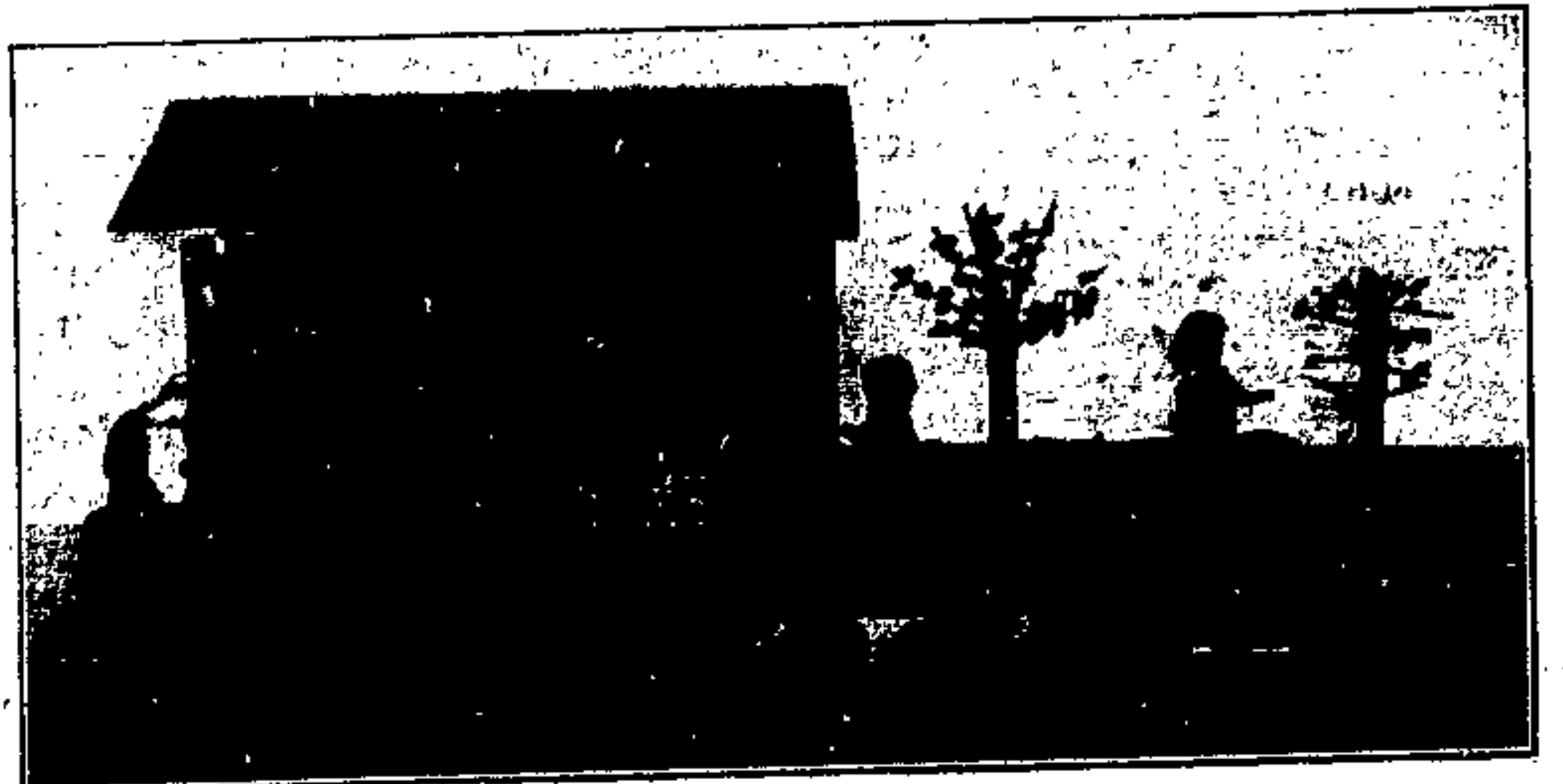
Ausschneidearbeiten aus Buntpapier (6-7jährige Kinder).

die geistige Entwicklung unserer Großstadtjugend Pionierarbeit leistet. Es ist die Gruppe „Spielzeug aus Kinderhand“. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll: den Bienenfleiß und die zähe Ausdauer, mit der das einmal ins Leben gerufene Werk ständig weiter ausgebaut wird, oder den pädagogischen Weitblick dieser zumeist aus Arbeitern bestehenden Vereinigung. Da reden und schreiben die Menschen viel von künftigen, besseren Tagen in der Erziehung der Jugend. Fortschrittliche

Kindern?“ fragt sich da die Schar der vorwärtstrebenden Arbeiter, und sie sieht mit Schrecken, welch arge Verwüstung die gedankenlose Darbietung von buntschlittrigem Spielzeug bei den Kinder spielen schon angerichtet hat und wie diese bereits verflacht sind. Von redengewandten Verkäufern lassen sich die Eltern Spielsachen aufhaken, die von den Kindern anfangs angestaunt, bald zerstört und dann fortgeworfen werden, und das ist wahrlich noch das Beste, was die Kinder dabei tun können. Das technisch fertige



Puppenschule aus Karton (10-11jährige Knaben).



Dampfzug aus Streichholzschachteln (6-7jährige Kinder).

Spielzeug gibt der Phantasie des Kindes nicht zwingend die Anregung zum schöpferischen Spiel, darum ist dieses auch hier nicht der Ausdruck inneren Erlebens und darum ist auch das Kind der ihm geschenkten Herrlichkeiten bald überdrüssig; denn sein lebendiger Geist verlangt Arbeit und neue Nahrung. Um der gekaufte Pram, zu dem das Kind selten in ein rechtes Verhältnis kommt, löst nicht soviel Wohlgefallen aus und fördert nicht derart die geistige Entwicklung wie das selbstgeschaffene Spielzeug, das meistens erst infolge des Spiels entstehen wird. Was nützt dem Jungen z. B. die schönste elektrische oder mechanische Eisenbahn, mit der er nur spielen darf, wenn der Vater dabei ist? Oder, gesetzt den Fall, er darf damit ganz nach Belieben spielen, so wird er sie doch bald liegen lassen. Zwei leere Schachteln, die er mit einem Faden zusammenbindet und dann durch die Stube zieht, unter Stühlen (kleine Tunnel) und Tischen (große Tunnel) hindurch, sind ihm die schönste, liebste Eisenbahn. Und warum? Weil das Spielzeug erst während des Spiels entstand und weil es der Einbildungskraft einen großen Spielraum läßt. Bald sind die Schachteln Güter- und Personenwagen, bald Lokomotive und Kohlenwagen, wiewohl in den meisten Fällen das spielende Kind selbst die Lokomotive sein und zischend die Schachteln durch die Stube ziehen wird. Während das Spielen mit der mechanischen Eisenbahn dem Kinde bald langweilig wird, ermüdet es bei diesem Spiel fast nie, weil hierbei seine schöpferischen Kräfte wachgerufen werden und es zwingen, seine Gedanken durch die Tat zu verwirklichen. So ist das Spiel für die Geistesentwicklung etwas Großes und muß ernst genommen werden, so ernst wie sonst wohl noch nie.

Das hatte auch der Verein für Kunstpflege erkannt, als er mit seiner praktischen Tätigkeit einsetzte, den Eltern die Augen für schöpferische Spiele der Kinder zu öffnen. Er richtete in seiner Ausstellung, die von Tausenden Eltern aus allen Bevölkerungsschichten besucht wird, eine Gruppe „Spielzeug aus Kinderhand“ ein. Alle die einfachen, primitiven Sachen, die sich Kinder beim Spiel selbst gearbeitet hatten, fanden hier Aufnahme und redeten zu den Eltern eine deutliche Sprache. Anfangs war die Gruppe natürlich nur klein und unscheinbar, sie wurde auch nur wenig beachtet. Daß aber die Saat auf guten Boden gefallen war, das zeigte die letzte Weihnachtsausstellung, wo bei dieser Abteilung oft ein geradezu beängstigendes Gedränge entstand, das in den Vereinsmitgliedern den Entschluß reifen ließ, der Abteilung im nächsten Jahr einen eigenen Raum anzuweisen.

Deutlich konnte man an den ausgestellten Arbeiten erkennen, wie das Kind sich zur Realisierung seiner Gedanken das Material wählt, das seinen Kräften angepaßt ist. Ein einheitliches Gepräge trug die Sammlung, welche unter dem Motto: „So schaffen unsere Sechsjährigen und Siebenjährigen mit Plastilin, Buntstift, Schere und Buntpapier“* gesammelt und ausgestellt war. Zum erstenmal waren hier Arbeiten aus einem bestimmten Lebensalter der Kinder übersichtlich geordnet. Die kleinen, unscheinbaren Kinderzeichnungen, die so manches Mal von Erwachsenen verlacht werden, und die doch gar deutlich den geistigen Standpunkt und das Interessengebiet des Kindes widerspiegeln, eröffneten den Reigen. Daran schlossen sich die Scherarbeiten, die schon eine größere Geschicklichkeit erfordern. Aus Buntpapier waren einfache und doch kräftig wirkende Sachen ausgeschnitten. Besondere Beachtung verdiente auch

der aus alten Vögel Papier zusammengerollte Zepplin. Die aufgerollten Vögel sind an den beiden Enden spitzgedrückt und mit Bindfaden zusammengebunden. Ein Stück Pappe gilt als Steuer, Papierwindmühlen werden Propeller und eine Schachtel findet als Gondel Verwendung. Sie wird durch Fäden gehalten, die um den Rumpf des Zepplins geschnürt sind. Zwei Plastilinmännchen bilden die Besatzung und mit kräftigem Schwunge konnte das Luftschiff durch die Stube fliegen. Sicher hat dieser Zepplin dem kleinen Erbauer tausendmal mehr Freude bereitet, als wenn er einen aus dem Spielkasten erhalten hätte. Zeigt sich nicht schon hier, daß Spiel Schaffen ist und daß der Geist beim Spiel rege arbeitet? Wie aber die Gestaltungskraft der Kinder wächst, wenn sie angehalten werden zum schöpferischen Spiel, zeigt der Krämerladen. Ein alter Pappkarton dient als Laden, eine längliche Schachtel wird zum Ladentisch und Streichholzschachteln ergeben die vielen kleinen Schiebladen. Zwei Stanniolkapseln von einer Flasche finden bei der Wagschale Verwendung und was sonst noch im Krämerladen sein muß, ist zum Teil in Plastilin nachgebildet, zum Teil aber auch so verblüffend einfach gelöst, daß man über den kindlichen Erfindergeist staunen muß. Eine alte Glühstrumpfhülle ist mit schwarzem Glanzpapier beklebt und steht nun in der einen Ecke als Petroleumbehälter, selbst der Besen fehlt nicht, ein Stäbchen hat unten kleine Fäden erhalten und damit kann der Laden gründlich ausgekehrt werden. — Der Junge hat mit seinem Baukasten gespielt; ein Haus ist entstanden. Aber welchen Zwecken soll es dienen, fragt er sich. O, das soll ein Bahnhof sein! Nun fehlt aber die Eisenbahn. Mit geschickten Händen baut er sich aus Streichholzschachteln einen langen Güterzug, der schwer beladen beim Bahnhof vorüberfährt. Der durch den Zepplin aus Papppapier eingeleitete Bau von Luftschiffen zeigt in seiner weiteren Entwicklung, wie mit zunehmendem Alter der Kinder die Probleme immer sorgfältiger durchdacht und den Bestimmungen entsprechend gelöst werden. Der nächste Zepplin eines zehnjährigen Jungen ist schon ein Hohlkörper, dessen Gerippe aus dünnen Reisten zusammengefügt ist. Dieses Gerippe ist mit Pergamentpapier überklebt. Auch die Gondeln sind zweckentsprechender angebracht und ausgeführt. — Sogar verschiedene Flugapparate waren vertreten. Wir finden zuerst wieder die Versuche unserer Kleinen, die sich eine Schwalbe aus Papier gefaltet haben, die in die Luft geworfen wird und dann im Gleitfluge wieder auf die Erde gelangt. Die Fortsetzung dieses ersten Versuches, das Problem des Fluges zu lösen, bringt Flugapparate aus Schreibheftumschlägen, Pappe, Zigarrenkistenholz usw. Wir sehen Ein- und Zweidecker und finden sogar Flugapparate, die sich durch Propellerantrieb wirklich eine Strecke in der Luft fortbewegen. Wenn solche schöpferische Gestaltungskraft schon in unseren siebenjährigen Kleinen steckt, so haben wir alle Ursache, dafür zu sorgen, daß sie nicht verloren geht, sondern wächst und sich kräftigt.

Auch der Schiffbau war durch eine ziemlich vollständige Sammlung vertreten. Schon die kleinen Sechsjährigen beschäftigen sich mit diesem Problem und sehen voll Befriedigung auf ihre gefalteten Papierboote. Doch dem heranwachsenden Jungen genügen diese nicht mehr. Aus einem Stück Feuerholz schnitzt er sich ein Schiff, das nur die äußere Form mit einem Schiff gemeinsam hat und weder Mast noch Segel noch Steuer enthält. Es ist aber aus einem Material gearbeitet, das widerstandsfähiger ist. Bald genügt diese rohe Form nicht mehr, das Schiff soll auch hohl sein. Da wird ein flacher Zigarrenkasten zum Schiff umgebaut und Segel, Steuer und Räder treten als neue Objekte hinzu. Die Arbeit eines dreizehn-

jährigen Knaben endlich zeigt uns einen Segler, der allen Anforderungen besser und vollständiger entspricht, als manches für teures Geld aus dem Laden gekaufte Schiff, das schon beim ersten leichten Windstoß sich auf die Seite legt und sich nicht wieder aufrichtet.

Dieselbe Entwicklung konnte auch beim Wagnbau beobachtet werden. Waren die ersten Gebilde wieder aus Papier und Karton hergestellt, so hatten sich die Jungen doch bald dem Holz zugewandt. Auf sehr verschiedene Weise war das Problem der Federung gelöst, das bei den ersten Versuchen als durchaus nebensächlich ganz unberücksichtigt geblieben war, das sich aber dem geistig weiter entwickelten Kinde entgegenstellte und seinen Geist reizte. Zuerst wurden die Federn nur durch dünne, ausgefägte Brettchen angedeutet, dann trat ein Blechstreifen an ihre Stelle und schließlich waren Teile einer Uhrfeder dazu verwandt und die Lösung konnte wohl als zweckentsprechend anerkannt werden. Daß zugleich auch die Zugtiere berücksichtigt wurden, liegt wohl in der Arbeit begründet.

Die rohe Holzarbeit erhielt schließlich durch Bemalung ein gefälligeres Aussehen. Wasserfarben hatten dazu dienen müssen, durch einen Lackanstrich waren sie haltbarer gemacht. Man sah auch bei diesen Arbeiten so recht die im Kinde liegende Farbenfreude.

Besonders interessant war die von einem größeren Mädchen gearbeitete Puppenschule. Schulbänke, Schrank, Pult und Stuhl waren aus Zigarrenkistenholz gefertigt. Selbst die Rechenmaschine fehlte nicht. Statt der Holzfiguren waren Glasperlen auf Draht gezogen. Das Gestell der Rechenmaschine war ebenfalls aus Zigarrenkistenholz gearbeitet. Kleine Puppen waren die Schülerinnen, eine größere Puppe thronte auf dem Pult als Lehrerin. Ganz deutlich kennzeichnete sich diese Schule als Mädchenarbeit. Während ein Junge sich selten mit Kleinigkeiten aufhält, war diese Arbeit so peinlich sauber und bis ins kleinste genau ausgeführt, daß selbst für die Schülerinnen die kleinen Hefte mit winzig kleinen Etiketten beklebt und mit einem Namen versehen waren. — Eine einfachere Lösung derselben Aufgabe, bei der nicht nur die Bänke, sondern auch die Schüler aus dünner Kartonpappe gearbeitet waren, reiste unter dem Motto: „Mein Papi hat kein Geld für Puppen“. Gut, daß daran nicht das ganze Spiel scheiterte, sondern daß praktische Kinderhände sich zu helfen wußten.

Von größeren Knaben waren zahlreiche mechanisch bewegliche Sachen ausgestellt: Wasserräder als Antrieb für Sägewerke, Wind-, Sand- und Wassermühlen und Flugfahrzeuge. Zum größeren Teile hatte Zigarrenkistenholz bei der Lösung Verwendung gefunden.

Einen Mangel zeigte jedoch auch noch diese Ausstellung. Es waren keine Mädchenarbeiten (bis auf die Puppenschule) eingegangen. Wollte man aber daraus schließen, daß die Mädchen das schöpferische Spiel nicht kennen, so wäre das grundfalsch. Auch die Mädchen sind beim richtigen Spiel schöpferisch tätig. Bei ihren innigen „Mutter-und-Kind“-Spielen entstehen sehr viele reizende Sachen, die auf die geistige Entwicklung des Mädchens interessante Schlüsse zulassen. Daß diese Sachen nicht eingingen, liegt wohl zum Teil in der zurückhaltenden Scheu der Mädchen begründet, die nur dann etwas zur Ausstellung hergeben, wenn eine ganz besondere Leistung vorliegt. Doch auch nach dieser Richtung wird sich die Ausstellung noch entwickeln, zum Segen unserer Kinder. Unsere Aufgabe aber ist es, die Kleinen vor Lebensverödung zu bewahren. Lehren wir sie wieder schöpferisch spielen, so werden sie ihr Wissen bereichern und ihr Können steigern. Sie werden in die Kultur ihrer Zeit hineinwachsen; die wahren Kulturmenschen sind immer die Menschen der Tat. —

* Wie diese Arbeiten entstehen, zeigt das im Verlage von Jul. Neumann, Neudamm erschienenene Buch „Im sonnigen Schulland“ von Richard Hennings.

Lehrjahre.

Eine Jugendgeschichte von K. Wermuth.

(Schluß.)

Herbert Frommhold und seine Frau unterhielten sich dann über den Burschen, der in stetem Umgang mit so viel erwachsenen Menschen ganz anders geworden war. Es war ihnen, als ob die in der Fabrik arbeitenden aus allen Teilen des In- und Auslandes hergekommenen Leute eine Veränderung seines Gemüths bewirkten. Jedenfalls müsse sich Hellmut, ob bewußt oder unbewußt, so manches von diesen fremden Menschen annehmen. Letzteres lag denn auch sehr nahe; bei fast allen Gesellen, sobald sie noch nicht sechsfach und verheiratet waren, machte sich ein Trieb zum Wandern bemerkbar. Von bekannten Städten und Menschen hörte Hellmut erzählen, kein Wunder, wenn sich in ihm ein Drang zum Wandern bemerkbar machte. Er hatte dem Vater bereits erzählt, daß er nach Beendigung seiner Lehrzeit den Heimatsort sofort verlassen würde, um all die Städte und Gegenden, von denen er bereits gehört, aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Herbert Frommhold hatte ihm hierauf immer den Rat gegeben, sich mit solchen Gedanken noch nicht vertraut zu machen, da er noch eine lange Lehrzeit zu absolvieren habe. Er müsse zunächst darauf bedacht sein, ein tüchtiger Mensch in seinem Beruf zu werden. Bald war Hellmut mit all den vorkommenden Arbeiten vertraut. Oft, ohne daß man ihn dazu aufgefordert, hatte er sich, irgendeine noch zu erledigende Nebenarbeit liegend, an seinem Arbeitsstand eingefunden, um neben der vorhandenen Sicherheit auch die nötige Schnelligkeit im Bearbeiten des Leders zu erlangen. Ein Gradmesser höchster Fertigkeit war ihm sein Lehrherr, der sich ab und zu in die Reihe der Gesellen stellte und durch sein schnelles Arbeiten ein Antreiber für andere war. Die Gesellen hatten in der Regel gemeint, daß es kein Kunststück sei, wenn sich jemand einmal auf kurze Zeit an den Strakbock stelle, um sie zu übertreffen, auf die Dauer würde Herr Waldow schon seinen Fettabdruck verlieren. Im allgemeinen hielten die Gesellen solche kurzen Exkursionen für ein Bravourstück, nur darauf berechnet, sie zum schnelleren Arbeiten zu veranlassen. Einige junge Gesellen, die noch nicht lange in der Fabrik arbeiteten, hatten Hellmut einmal gefragt, was er denn eigentlich vom Lehrherrn bekäme, worauf derselbe antwortete, daß er nur Essen erhalte und ab und zu einmal ein paar Groschen Taschengeld. Man hatte dem Jungen dann gesagt, daß er doch eigentlich dumm sei, wenn er sich so quäle. Durch ihn sparte Herr Waldow einen Gesellen. Am meisten wunderten sich die Gesellen, daß Hellmut 3½ Jahr lernen müsse, während doch allenthalben eine dreijährige Lehrzeit üblich sei.

Hellmut begann bald einzusehen, daß die Gesellen recht hatten. Er verrichtete nach zweijähriger Lehrzeit das Werk eines Gesellen und bekam trotzdem nur sein mageres Essen. Für wen arbeitete er denn so viel? Für den Lehrherrn, der sich so wenig entgegenkommend zeigte! Immer mehr fühlte er sich als Ausbeutungsobjekt. Hellmut begann bald seinen Vater darauf aufmerksam zu machen, daß er doch eine viel zu lange Lehrzeit zu absolvieren habe. Quantitativ wie qualitativ verrichtete er bereits ebensoviel Arbeit wie ein Geselle. Herbert Frommhold hatte zwar den Jungen zu beruhigen, ihm klar zu machen gesucht, daß dies das Schicksal jedes Lehrlings sei, dabei aber stets seine Empörung über die maßlose Ausbeutung unterdrücken müssen.

Eines Morgens hatte Hellmut bereits um fünf Uhr aufstehen und Feuer unter den Leim-

kessel machen sollen. Der Bursche hatte jedoch die Zeit verschlafen und war erst um sechs Uhr aufgestanden. Sein Lehrherr war darüber so empört, daß er Hellmut vor den Augen der Gesellen einige schallende Ohrfeigen verabreichte. Damit hatte Waldow den Jungen empfindlich getroffen. Nichts war für Hellmut entehrender, als ihn wegen einer Lappalie vor den Augen anderer zu prügeln. Er hatte sich selbst bereits Vorwürfe gemacht, daß er den Auftrag nicht zu bestimmter Zeit ausgeführt. Sich nun aber deswegen schlagen lassen zu müssen, ging ihm zu weit. Weniger in der körperlichen Züchtigung selbst als in dem Entehrenden, das ihr innewohnte; er sah darin ein schweres, an ihm verübtes Unrecht. So war also der unerfährliche Egoismus, die Habgier seines Lehrherrn die Ursache, der er die Blöße vor den Gesellen zu verdanken hatte. Nie wieder werde er so bereitwillig alle ihm übertragenen Arbeiten erfüllen, wie er das bisher getan. Seine ganze Lehrlingsarbeit werde sich fortan im Rahmen dessen bewegen, was man billigerweise von einem Lernenden verlangen könne. Am Abend wollte Hellmut wenigstens seinem Vater davon Mitteilung machen, daß sein Lehrherr sich nicht geniere, ihn wegen einer kleinen Unterlassung öffentlich zu schlagen. Die Prügelstrafe stand bei Herbert Frommhold in einem niedrigen Kurs. Sie müsse, so hatte er oft gesagt, bei Kindern, die an und für sich fleißig und gehorsam seien, geradezu verrohend wirken. Und der Mensch, der aus egoistischen Motiven einen Bögling prügele, ziehe sich nicht nur dessen maßlosen Haß, sondern obendrein noch die Verachtung zu. Durch nichts könne mehr die Erbitterung in einem jungen Gemüt wachgerufen werden, als durch die Ueberzeugung, daß es sich einer entwürdigenden Behandlung unterziehen müsse. Die Mitteilung Hellmuts hatte denn bei seinem Vater auch eine innere Erregung hervorgerufen. Doch er hatte im Augenblick keinen Ausweg gefunden, der Hellmut befriedigen konnte.

Hellmut aber sann, wie er sich mit dieser Situation, in die er durch das Vorgehen seines Lehrherrn geraten war, abfinden könne. Noch nie hatten ihn Gedanken wie die jetzigen geplagt. Immer mehr erschien ihm Waldow als der Ausbeuter, dessen einziges Nechenezempel darin bestehe, möglichst hohe Gewinne zu erzielen. Bei dieser Jagd nach dem Mammon verschonte er nichts. Ihm schien mit einem Male das Streben der Gesellen, die erhöhten Ausbeutungsmethoden Waldows durch eine Erhöhung ihres Lohnes, sowie einer Verkürzung der Arbeitszeit wett zu machen, als eine unabwendbare Pflicht. Immer mehr verklärte sich der Streik der Gesellen am Beginn seiner Lehrzeit zu einer kulturellen Tat. Und die Handlung seines Cousins Andreas wurde für ihn immer mehr ein nachahmenswertes Beispiel. Gab es für ihn, den jugendlichen Arbeiter, der genau so ausgebeutet wurde, wie die älteren, noch irgendeine ideale Gemeinschaft mit seinem Lehrherrn? Nein! Arbeitsgenossen, Freunde, hatte er, der Heranwachsende, in seinen Lehrgesellen zu erblicken. So werde er sich fortan an jene anlehnen, mit denen ihn in Zukunft doch gleiche Interessen verbinden. Und an Gelegenheiten, schon jetzt eingeführt zu werden in die großen Ziele seiner Berufsgenossen, fehlte für ihn, der fortgesetzt Ohrenzeuge guter Unterhaltung war, es nicht. Ja, Hellmut hörte nicht nur von seinen Lehrgesellen über Berufsinteressen reden, in ihren Unterhaltungen spiegelten sich auch die großen Kämpfe wirtschaftlich Unterdrückter und politisch Ent-

rechteter wider. So schlug also jener große Kampf der Gegenwart Wellen bis in den kleinen Ort, so daß auch er bereits das gewaltige Brausen eines draußen in der Welt sich abspielenden Ringens vernehmen konnte. Und immer öfter gab er seinem Vater, dem für seine Familie sich Quälenden, wieder, was er in sich aufgenommen. Die glühende Begeisterung des jungen Herzens glündete auch das Innere des alten.

Übermals zog ein geheimnisvolles Räunen durch die Waldowsche Fabrik. Schon tagelang war der Chef hastig und erregt von Raum zu Raum geeilt und hatte Hellmut wegen der kleinsten Vorkommnisse unsanft behandelt. Was war geschehen? Die Gesellen hatten eine Verkürzung der Arbeitszeit und eine Erhöhung des Lohnes verlangt. Es war Sonnabend; Waldow sollte sich entscheiden. Er hatte die Forderung abgelehnt, so daß es zum Kampf kommen mußte. Hellmut, der von den Vorgängen wußte, hatte seine Entscheidung getroffen. Und was für ihn das wichtigste war, daß sein Vater gesagt hatte, wenn er arbeiten könne, solle er in die Fremde gehen; um die Erledigung seiner Sache mit seinem Lehrherrn brauche er sich nicht zu bemühen. Am Sonntag fand die Versammlung statt, in der die Gesellen den Streik beschlossen. Hellmut hatte man mit hinzugezogen und ihm nahegelegt, daß es für ihn, falls er Solidarität übe, nichts anderes geben könne, als in die Fremde zu gehen und als Geselle in einem anderen Ort Arbeit zu suchen, worauf derselbe erwidert hatte, daß man sich um ihn keine Sorge machen solle, er werde schon Beschäftigung finden. Man hatte dem jungen Burschen eine Legitimation des Verbandes ausgestellt und in dieselbe vermerkt, daß Inhaber der Legitimation berechtigt sei, Unterstützung sofort zu verlangen, da er wegen Streik abgereist sei. Indessen hatte Herbert Frommhold das Arbeitsbuch des Burschen bei Waldow geholt, wobei er mit letzterem noch hart aneinander geraten war.

Am anderen Tage nahm Hellmut von seinen Eltern und Geschwistern Abschied und trat seine Wanderschaft an. Er brauchte nicht allzudeut fortzuziehen. Am zweiten Tage hatte Hellmut, sechs Meilen vom Heimatsorte entfernt, in einer großen Fabrik Arbeit erhalten. Das junge Burschen erregte das Interesse seiner Berufskollegen, weil er, noch klein, so ganz und gar nicht das Aussehen eines Gesellen hatte. Doch bald wußte man es, daß Hellmut ein „Frühreifer“ war. Wo es ihm mangelte, sprang man ihm hilfsbereit zur Seite und half ihm über die Schwierigkeiten seiner Lage hinweg. Am anderen Tage seiner Beschäftigung in der Fabrik wurde Hellmut vom Chef nach dem Kontor gerufen. Was wollte man von ihm? Sein Lehrherr Waldow hatte von seinem Aufenthalt Kenntnis erhalten und sich unter Darlegung der Gründe seiner Unterbrechung der Lehrzeit an den Fabrikanten gewandt. Er wollte ihn also außer Arbeit bringen. Hellmut bestritt nicht, daß er seine Lehrzeit noch nicht beendet habe, aber er hatte betont, daß er die Arbeit verrichte wie jeder Geselle. Der Fabrikant hatte sich die Entscheidung über ihn vorbehalten. Die Befürchtung, er werde entlassen werden, traf nicht zu; sein Chef wußte, daß, wenn er ihn entließ, am anderen Tage die Fabrik leer gestanden haben würde. Der Gedanke der Solidarität war auch hier in seiner praktischen Anwendung eine gewaltige Macht. Und solidarisches Handeln wurde für Hellmut zur moralischen Pflicht, es wurde das Leitmotiv seines Lebens.

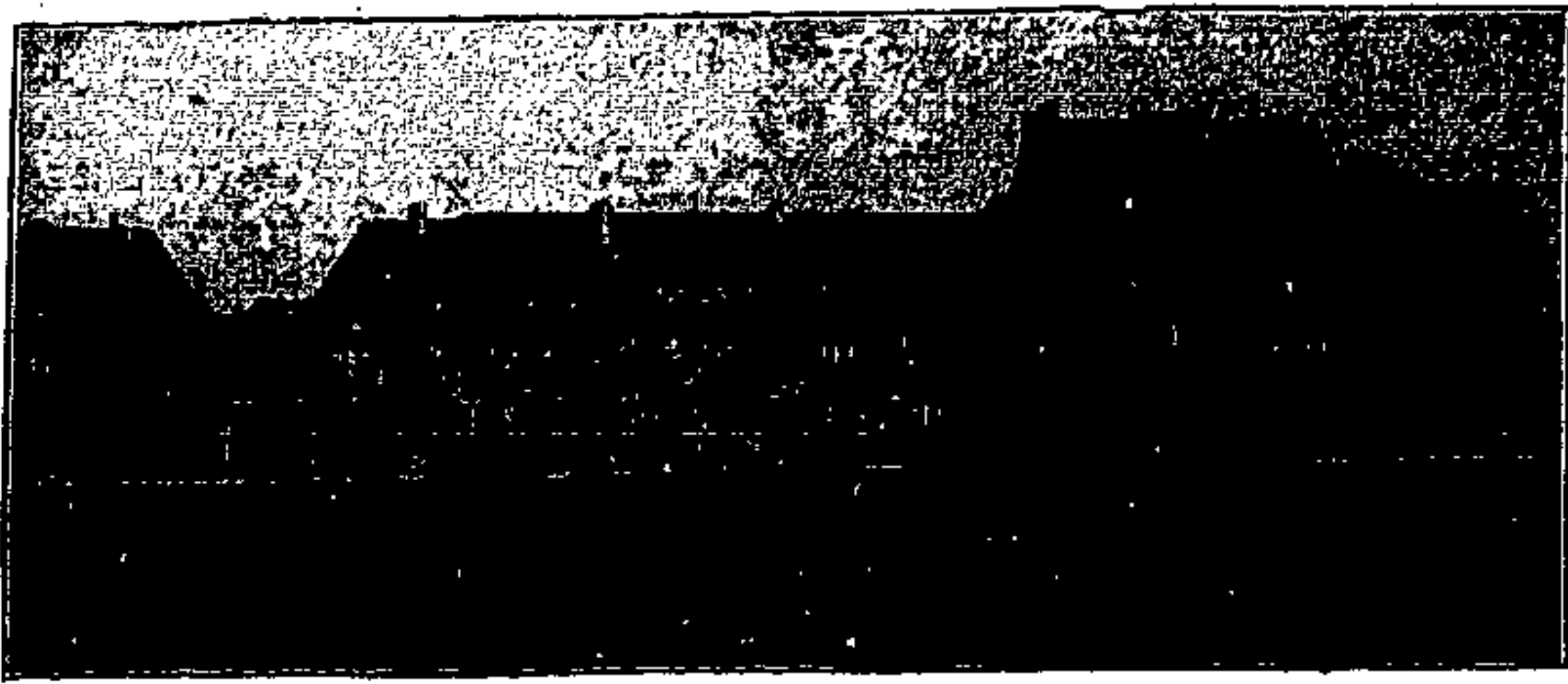
Praktische Wohnungsreform. Lange gradlinige Straßen, dichtaneinandergereihte vierstöckige Mietskasernen, dahinter enge Höfe von Seitenflügeln und Quergebäuden umschlossen: das ist der Typus der Arbeiterwohnungen in deutschen Großstädten.

Das dichte Zusammenwohnen in den engen Räumen, Mangel an Sonnenlicht und frischer Luft schädigen die Gesundheit der Menschen nicht nur unmittelbar, sondern begünstigen die Entwicklung und Verbreitung von Krankheitskeimen in hohem Maße. Die neueren baupolizeilichen Verordnungen haben wohl die schlimmsten Mängel im Mietskasernenbau gemildert, aber sie haben nicht die Schäden beseitigt, welche dem System an sich eigen sind. Einfichtige Ärzte, Hygieniker und Sozialpolitiker bekämpfen grundsätzlich das Mietskasernensystem und reden einer Bauweise das Wort, welche das Kleinhaus, möglichst das Einfamilienhaus mit Garten, bevorzugt. Für

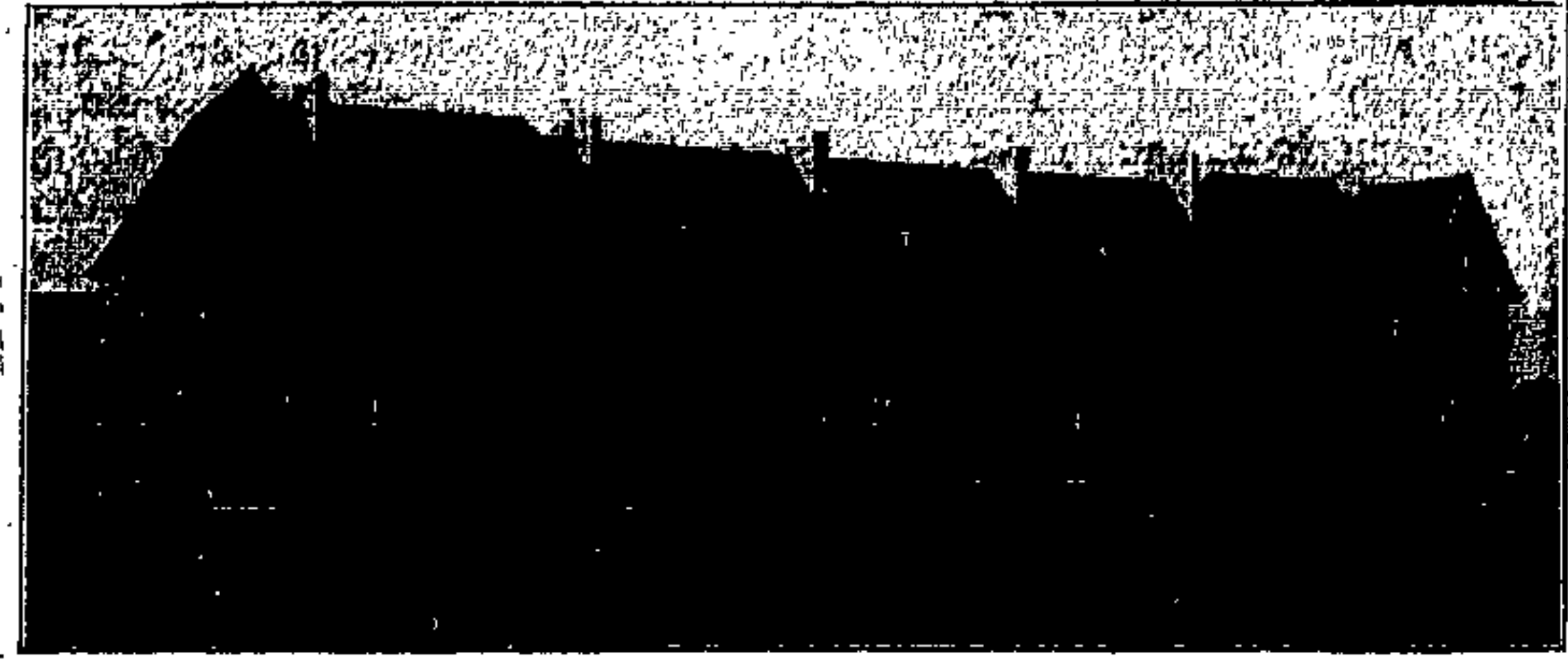
In Orly, einem mit Berlin-Neukölln zusammenhängenden Vorort, erwarb die Genossenschaft vor etwa einem Jahr ein 50 000 Quadratmeter großes Gelände für 21 M. pro Quadratmeter. Das ist für jene Gegend ein Bodenpreis, der auf den Bau von Mietskasernen zugeschnitten ist. Für die Errichtung freistehender Einfamilienhäuser ist er zu hoch. Die Durchführung des Kleinhausprojekts war deshalb so gedacht: Ein von vier Straßen umgrenztes Gebiet wird ringsherum mit mehrstöckigen Häusern besetzt. Das Innere des Häusergebiets — welches beim Mietskasernensystem durch vierstöckige Seitenflügel und Quergebäude nebst verhältnismäßig sehr kleinen Höfen ausgefüllt wird — teilt man derart auf, daß man reihenweise zusammenhängende Einfamilienhäuser bauen und jeder Familie ein unmittelbar an die Wohnung stoßendes Gärtchen zuweisen kann. — Der Plan ist jetzt für einen Abschnitt des Baugeländes

Er ist im wahren Sinne des Wortes Herr in seinen vier Wänden, um so mehr, da ja die Genossenschaft dem Mieter gegenüber kein Kündigungsrecht hat.

Am 1. Oktober wurden die bis jetzt fertiggestellten Häuser bezogen. Es sind 80 Wohnungen. Etwa 500 werden es sein, wenn das ganze Gelände bebaut ist. Die Architektur der Bauten ist schlicht und einfach. Jeder falsche Schein ist vermieden. Das Ganze macht einen gefälligen Eindruck. Auch die Innenräume wirken anheimelnd. Allerdings mußte man mit dem Raum so sparsam umgehen, daß eine linderreiche Familie mit einer Zweizimmerwohnung kaum auskommen wird. Die Baukosten sind höher ausgefallen als veranschlagt war. Das liegt zum Teil daran, daß der Baumaterialmarkt nur dem Mietskasernenbau Rechnung trägt und gewisse Materialien, z. B. schwächere Balken, die für das Kleinhaus genügen, nicht liefert und auf Bestellung nur zu unverhältnismäßig hohen



Straßenfront eines Etagen- und Kleinhauses.



Vorderfront eines Reihenhauses (11 Einzelwohnungen).

die Meichen ist dieser Gedanke in den Willenkolonien großstädtischer Vororte längst verwirklicht. Dagegen findet das Bestreben, Kleinhausnebelungen für die Masse der minderbemittelten Großstadtbevölkerung zu schaffen, einen unversöhnlichen Feind an dem kapitalistischen Grundstücks- und Bauwucher. Die Bodenpreise konnten ja nur deshalb ihre wucherische Höhe erreichen, weil es üblich ist, den Baugrund mit vierstöckigen Mietskasernen zu besetzen. Nur diese Bauweise — sagten die Bauinteressenten — ist in den Großstädten rentabel. Wollte man hier Kleinhäuser errichten, dann müßten dafür so hohe Mietpreise gefordert werden, daß sie für die minderbemittelte Bevölkerung unerschwinglich sind.

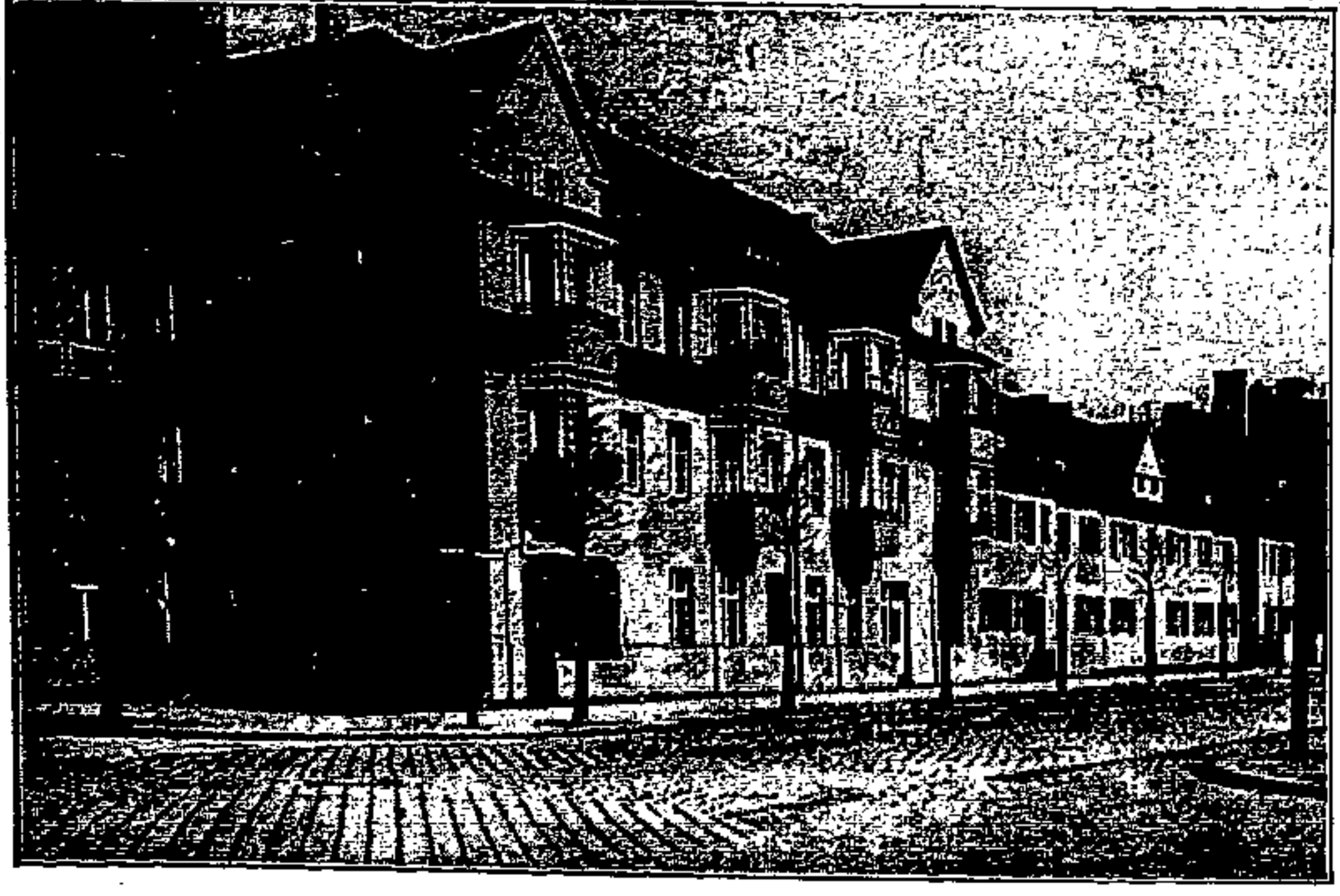
Diese Argumentation ist in neuester Zeit widerlegt worden. Hervorragende Fachleute haben rechnerisch nachgewiesen, daß es sehr wohl möglich ist, auf nicht allzu teurem, aber doch verhältnismäßig teurem Boden Kleinhäuser zu bauen, die jedem Mieter eine in sich völlig abgeschlossene Wohnung nebst kleinem Garten bieten, und zwar zu einem Preise, den man auch für eine gleichgroße Wohnung in der Mietskasernen zahlen muß. Gestützt auf derartige Pläne und Berechnungen, ging die Baugenossenschaft „Ideal“ in Berlin-Neukölln an die Schaffung einer Kleinhausnebelung. Die Genossenschaft hatte schon vor Jahren drei große Grundstücke in Neukölln bebaut. Allerdings mit vierstöckigen Häusern, die aber jedem Mieter die modernen Verbesserungen und Bequemlichkeiten bieten, welche man sonst in den Kleinwohnungen der Mietskasernen nicht findet. Die Verwirklichung des neuen Kleinhausprojekts lag also in bewährten Händen.

ausgeführt. Man hat ihn aber noch mehr zugunsten der Kleinhausidee modifiziert. Nur an den Straßenecken erheben sich größere Bauten, die noch etwas an die Mietskasernen erinnern. Die Straßenseiten zwischen den Eckhäusern sind ebenso wie das Innere des Blocks mit zusammenhängenden Einfamilienhäusern besetzt. Das Erdgeschob der Eckhäuser enthält Läden und Geschäftsräume. Im ersten und zweiten Stock — höher sind auch die Eckhäuser nicht — befinden sich Wohnungen von ein bis zwei Zimmern nebst Küche, Bad und Klosett. Die Räume jeder Wohnung liegen hier nebeneinander. In den Kleinhäusern — den sogenannten Einfamilienreihenhäusern — liegen die Räume ein und derselben Wohnung übereinander. Hier hat jede Wohnung einen besonderen Eingang von der Straßenseite. Im etwas erhöhten Erdgeschob befindet sich ein Zimmer und die Küche, aus der man durch eine Hintertür auf die Veranda und in das Gärtchen gelangt. Im Obergeschob befindet sich ein zweites, in manchen Wohnungen auch noch ein drittes Zimmer. Jede Wohnung hat Badeeinrichtung und Klosett. Ein Gashetzapparat liefert warmes Wasser für Küche und Bad. Der Küchenherd ist sowohl für Gas- als auch für Kohlenfeuerung eingerichtet. Die ganze Wohnung kann für eine äußerst mäßige Pauschalgebühr elektrisch beleuchtet werden. Zu jeder Wohnung gehört der über ihr liegende Boden- und der unter ihr liegende Keller-raum mit Waschküche. Auch Boden und Keller sind für jede Wohnung vollständig abgeschlossen. Jeder Mieter verfügt also über ein besonderes Abteil des Kleinhauses von der Kellersohle bis zum Dachstuhl.

Preisen liefern kann. Uebrigens sind die Bauten nach dem Urteil von Fachleuten sehr solide ausgeführt. Die Mietpreise mußten deshalb auch höher bemessen werden, als man ursprünglich angenommen hat. Immerhin halten sie sich im Rahmen der Preise, die man für gleich große Wohnungen in den Mietskasernen zu zahlen hat, die nichts von den Unannehmlichkeiten bieten, welche man in der Brieger Kleinhausnebelung findet. Es kostet eine Zweizimmerwohnung im Kleinhaus mit allem Zubehör und Garten monatlich 40 M., eine Dreizimmerwohnung 61 M. In den Etagenhäusern an den Straßenecken stellt sich der monatliche Mietpreis für eine Zweizimmerwohnung auf 88 M., für eine Einzimmerwohnung auf 28 M.

Wenn man bedenkt, daß bei der Ausführung eines vollkommen neuen und eigenartigen Bauprojekts Schwierigkeiten mancherlei Art zu überwinden waren, so wird man anerkennen müssen, daß die Baugenossenschaft „Ideal“ ihrer Aufgabe: Gute, gesunde und preiswerte Wohnungen für die minderbemittelten Volksschichten zu schaffen, gerecht geworden ist, soweit es sich unter den gegebenen Verhältnissen überhaupt ermöglichen läßt. Was da in Brieg durch eine größtenteils aus Arbeitern bestehende Genossenschaft geschaffen wurde und in den nächsten Jahren weiter geschaffen werden wird, ist ein gut Stück praktischer Wohnungsreform. Es ist ein erster Schritt auf dem Wege, der zur Ueberwindung des mit dem System der Mietskasernen verknüpften Wohnungselends führen kann, wenn die hier verkörperten Bestrebungen weitgehendste Unterstützung und Förderung auch durch die Kommunalbehörden finden würden.

g. r.



Eckhaus mit anschließendem Kleinhaus.



Bild auf die Hinter-(Garten-)front eines Kleinhauses.